

Spätes Geständnis: «Ich tötete Niklaus Meienberg»

Nummer 38 – 20. September 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Ueli Maurers Waterloo

Entfremdung total: Warum der Finanzminister
nur noch ein halber SVP-Bundesrat ist. *Von Hubert Mooser*

Mami allein zu Haus

Wenn die Kinder ausziehen.
Von Antje Joel

Merkels Treibjagd auf den mutigen Beamten

Der Fall Maassen hat Züge einer deutschen Politpsychose. *Von Roger Köppel*

4 194407 006904 38

Naturschönheiten und Kulturschätze entlang der Adriaküste mit yachtähnlicher MV Thurgau Adriatica



Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 400.-
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

Opatija–Zadar–Split–Insel Hvar–Dubrovnik–Kotor

11 Tage ab Fr. 2090.- (Rabatt Fr. 400.- abgezogen, Hauptdeck hinten, ohne Flug)

- Historische Städte Zadar, Split, Dubrovnik und Kotor
- UNESCO-Weltkulturerbe Kroatiens und Montenegros
- Traumhafte Bucht von Kotor
- Beeindruckende Nationalparks

1. Tag Zürich–Ljubljana–Opatija Ind. Anreise zum Flughafen. Direktflug nach Ljubljana. Bustransfer, ind. Mittagessen. Besichtigung, Einschiffung und Abendessen an Bord. (A)

2. Tag Opatija–Insel Rab «Leinen los!». In Rab freie Zeit und Rundgang durch die malerische Altstadt. Individuelles Abendessen in einem der zahlreichen Restaurants. (F, M)

3. Tag Insel Rab–Zadar Schifffahrt nach Zadar. Rundgang durch die historische Altstadt, individuelles Abendessen. (F, M)

4. Tag Zadar Busausflug zum Zrmanja Grand Canyon. Fahrt mit Ausflugsboot. Ab Orovac Busfahrt zu einem Gasthof, Mittagessen. Busrückfahrt, freie Zeit. Abendessen an Bord. (F, M, A)

5. Tag Zadar–Šibenik Küstenfahrt entlang der weltberühmten Inselgruppe des einzigartigen Kornati Nationalparks. Bustransfer zu den Wasserfällen und Rundgang. In Šibenik Rundgang durch die historische Altstadt. Abendessen an Bord. (F, M, A)

6. Tag Šibenik–Split Stadtrundgang mit Diokletianpalast. Freie Zeit und ind. Abendessen in einem Restaurant. (F, M)

7. Tag Split–Hvar/Stari Grad Kurzer Badestopp (wetterbedingt). Weiterfahrt zur Insel Hvar. In Stari Grad Bustransfer nach Hvar und Besichtigung. Abendessen an Bord. (F, M, A)

8. Tag Hvar/Stari Grad–Insel Korčula Fahrt zur Insel Korčula, kurzer Badestopp (wetterbedingt), ind. Abendessen. (F, M)

9. Tag Insel Korčula–Dubrovnik (Gruž) Stadtrundgang durch die atemberaubende, mittelalterliche Altstadt Dubrovniks, auch bekannt als «Perle der Adria». Abendessen an Bord. (F, M, A)

10. Tag Dubrovnik (Gruž)–Kotor Fahrt durch die Bucht von Kotor, UNESCO-Welterbe. Stadtrundgang mit St. Triphons-Kathedrale. Freie Zeit und Kapitän's-Dinner an Bord. (F, M, A)

2-Bettkabine Oberdeck (ca. 13 m²)



11. Tag Kotor Busfahrt zum Fluss Crnojević im Skadar Nationalpark. Fotostopp mit Blick über den imposanten Flussverlauf in den Skutari See. Bootsfahrt von Virpazar zum Dorf Rijeka Crnojevića, lokaler Imbiss. Busfahrt ins Dorf Njegusi zum Mittagessen. Rückfahrt und ind. Abendessen in Kotor. (F, M)

12. Tag Kotor–Podgorica–Zürich Ausschiffung, Bustransfer zum Flughafen Podgorica. Direktflug und ind. Heimreise. (F)

Kotor–Opatija, 11 Tage

Umgekehrte Reihenfolge, 1 Tag weniger in Zadar.

MV Thurgau Adriatica **** – by Thurgau Travel

Neues yachtähnliches Komfortschiff für 36 Gäste. Sämtliche 2-Bett- und 1-Bettkabinen mit Dusche/WC, Föhn TV, Minisafe, Klimaanlage sowie extra Frischluftzufuhr. Auf Oberdeck und Promenadendeck können die Fenster geöffnet werden, auf dem Hauptdeck sind die kleineren Fenster aus Sicherheitsgründen nicht zu öffnen. Die VIP Kabinen auf dem Promenadendeck (ca. 21 m²) verfügen über eigenen Aussenbereich, Doppelbett und eine Sitzecke mit Zweier-Sofa. Die Kabinen auf dem PD (ca. 12 m²) und OD (ca. 13 m²) sind mit zwei Einzelbetten, auf dem OD vorne (ca. 11 m²) mit einem Doppelbett, auf dem HD (ca. 16 m²) mit zwei Einzelbetten oder einem Doppelbett ausgestattet. Die 1-Bettkabinen auf dem PD und HD sind ca. 6 m² bzw. ca. 11 m² gross. Restaurant, überdachtes Promenadendeck, Indoor Lounge, Sonnendeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. **Nichtraucherschiff** (Rauchen im gekennzeichneten Aussenbereich erlaubt).

MV Thurgau Adriatica****



Reisedaten 2019 Es het solangs het Rabatt

Opatija–Kotor (12 Tage)	Kotor–Opatija (11 Tage)
13.04.–24.04. 400	24.04.–04.05. 300
04.05.–15.05. 200	15.05.–25.05. 200
25.05.–05.06. 200	05.06.–15.06. 200
15.06.–26.06. 200	26.06.–06.07. 200
06.07.–17.07. 200	17.07.–27.07. 200
27.07.–07.08. 200	07.08.–17.08. 200
17.08.–28.08. 200	28.08.–07.09. 200
07.09.–18.09. 200	18.09.–28.09. 200
28.09.–09.10. 300	09.10.–19.10. 300

Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)	12 Tage	11 Tage
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	2690	2490
2-Bettkabine Hauptdeck	2990	2790
1-Bettkabine Hauptdeck	3090	2890
2-Bettkabine Oberdeck vorn	3490	3290
2-Bettkabine Oberdeck	3590	3390
2-Bettkabine Promenadendeck*	3690	3490
1-Bettkabine Promenadendeck	3090	2890
2-Bettkabine VIP PD, eigener Aussenbereich*	5390	5190
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	1280	1190
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	1480	1390
Flug Zürich–Ljubljana/Podgorica–Zürich v.v. inkl. Taxen und Gebühren	390	390
Jahresversicherung Allianz Einzel	124	124
Jahresversicherung Allianz Familie	199	199

* Promenaden- und VIP Promenadendeck nicht zur Alleinbenutzung

Leistungen: Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie, Mahlzeiten gemäss Programm, alle Ausflüge gemäss Programm, alle Hafentaxen und Gebühren, Deutsch sprechende Bordreiseleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen. Weitere Details im Internet oder Prospekt verlangen.

Jetzt Katalog «Advent 2018 und Vorschau 2019» bestellen!



Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Evelyn Kocsis
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch



Unerschrocken: Verfassungsschützer Maassen.

Die Wogen in Deutschland gehen hoch. Hans-Georg Maassen wurde am Dienstag seines Amtes als Präsident des Verfassungsschutzes enthoben und zum Staatssekretär im Bundesinnenministerium wegbefördert. Der unerschrockene Beamte hatte es gewagt, die Darstellung von Kanzlerin Merkel anzuzweifeln, dass in Chemnitz «Hetzjagden» auf Ausländer stattgefunden hätten. Nach intensiven Gesprächen und Tiefenbohrungen in der deutschen Volksseele kommt Roger Köppel zum Schluss, der Fall Maassen trage Züge einer nationalen Politpsychose. **Seite 42**

In Hintermoos im idyllischen Grenzgebiet zwischen den Kantonen Aargau und Luzern spielen sich kuriose Dinge ab. Dort ist die Burgherr Moosersäge AG beheimatet, die dem Politiker Thomas Burgherr gehört, Nationalrat und Präsident der SVP Aargau. Burgherr setzt auf eine Bürokratie, die politisch links steht und mit Vorliebe im Internet Parteifreunde ihres Arbeitgebers anpflaumt. Der Patron wirkt hilflos, in der SVP wundert man sich. Philipp Gut hat die Story recherchiert, die irgendwo zwischen Posse und Minidrama schwankt. **Seite 11**

Wo liegt der Nabel der Welt? Möglicherweise in Hinwil. In diesem Dorf am Bachtel im Zürcher Oberland tüfteln, forschen und produzieren auffallend viele Firmen, die sich Weltruf erworben haben. Aus Hinwil stammt ein Bundesrat, ein Ex-Armeechef und ein Beinahe-Bundesrat. Christoph Mörgeli sucht nach Erklärungen für die Dynamik dieses Ortes. Mörgelis Eltern haben sich übrigens in Hinwil kennengelernt: Der Vater war Lehrer einer Acht-Klassen-

Gesamtschule, und als sich die Mutter als Kindergärtnerin bewarb, machte ihr schriftlicher Lebenslauf bei den Herren der Schulpflege zügig die Runde, während das Foto eingehender studiert wurde. **Seite 36**

Bei seinen Recherchen über das Leben junger Palästinenserinnen und Palästinenser in Gaza City war Pierre Heumann mit der Realität des Küstenstreifens konfrontiert. Die zunächst ausgelassene Stimmung am Strand wurde nach Sonnenuntergang jäh unterbrochen, als israelische Flugzeuge Einrichtungen der radikalislamischen Hamas bombardierten. Im Nu war die Corniche menschenleer. Die Palästinenser waren den Angriffen schutzlos ausgesetzt. Trotz der häufigen israelischen Attacken hat die Hamas, die seit vielen Jahren Gaza kontrolliert, keine Luftschutzkeller für die Bevölkerung bereitgestellt. Stattdessen baut sie Tunnel, um Ziele in Israel anzugreifen, womit sie neue Angriffe provoziert. Die Jugend von Gaza sieht den Zusammenhang: Nur noch eine Minderheit würde heute die Hamas wählen. **Seite 50**

Cuno Amiet war der grösste Schweizer Maler seiner Zeit, steht allerdings bis heute im Schatten von Ferdinand Hodler. Der Pionier der klassischen Moderne pflegte von sich das Bild des ehrwürdigen Bürgers: Stets präsentierte er sich mit Krawatte oder Fliege. Von ihm sind weder Ausschweifungen noch sexuelle Eskapaden bekannt. War er tatsächlich der Saubermann, als der er sich gab? Rico Bandle hat sich zu Amiets 150. Geburtstag auf die Spuren des populären Künstlers gemacht und versucht, hinter dessen Fassade zu schauen. **Seite 56**

Ihre Weltwoche

SCHLAFLOS? ÜBERMÜDET? GEREIZT?

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*),
Alex Baur, Katharina Fontana,
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher,
Florian Schwab, Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Peter Holenstein,
Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Chris von Rohr, Peter Ruch,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli,
Julia Dunlop (*Weltwoche daily*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler,
Sebastian Scholz (*Assistent*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Julia Dunlop (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Tessin-Spezial-Angebot: Boutique-Hotel «Villa Orselina» Die Kunst des Dolcefarniente

See, Berge, Palmen und südländische Lebenslust – wann haben Sie sich zum letzten Mal von der Italianità der Schweiz verführen lassen? Mit diesem exklusiven Leserangebot haben Sie Gelegenheit, das Tessin von seiner schönsten Seite zu erleben.

Jenseits der Alpen zeigt sich die Schweiz von ihrer entspannten Seite. Tauchen Sie ein in die süsse Welt des Nichtstuns im 5-Sterne-Hotel «Villa Orselina». An privilegierter Lage hoch über dem Lago Maggiore erleben Sie ein Paradies der Erholung in einem stilvollen Ambiente.

Sie logieren in einer grosszügigen, individuell gestalteten Suite mit Panoramablick. Ein umfassendes Verwöhnprogramm bietet Ihnen die hauseigene Wellnessoase «La Spa». Für das kulinarische Wohl sorgt der Besuch im «Ristorante di Villa Orselina» mit seiner Kombination aus mediterranen und lokalen Spezialitäten. Bei einer privaten Weinprobe im historischen Weinkeller entdecken Sie die herausragenden Weine der Region.

Tagsüber haben Sie die Wahl zwischen vielen Aktivitäten. In unmittelbarer Nähe befindet sich die bedeutende Wallfahrtskirche Madonna del Sasso. Ebenfalls in wenigen Schritten erreichen Sie die Standseilbahn nach Locarno

sowie die spektakuläre Luftseilbahn des Tessiner Stararchitekten Mario Botta für einen unvergesslichen Ausflug auf den Hausberg von Locarno, die Cardada (1340 m. ü. M.).



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Arrangement im Boutique-Hotel «Villa Orselina», 6644 Orselina-Locarno

Leistungen:

- 2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- Garantiertes Upgrade in «Lifestyle»-Suite (90 m²)
- 1 Viergangdiner à la carte
- Private Weinprobe im Weinkeller
- Gratis-ÖV; 30 Prozent Rabatt auf Bergbahnen
- Freie Benutzung «La Spa» und Tennisplatz
- 10 Prozent Rabatt auf Massagen und Kosmetik
- Transfers vom/zum Bahnhof bei An- und Abreise
- Parkplatz in der Garage

Spezialpreise:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 520.– (statt Fr. 830.–)
Ohne Abo: Fr. 580.– (statt Fr. 830.–)
(p. P. im DZ; exkl. Kurtaxen Fr. 5.80 p. P./Nacht; EZ auf Anfrage)

Spezialangebot:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 091 735 73 73. Bitte Kennwort «Weltwoche» und Abo-Nummer (falls vorhanden) angeben. Buchbar von So bis Fr bis zum 31. Oktober 2018; ausgenommen Feiertage sowie während der Festivals «Moon&Stars» und «Festival del Film».

Veranstalter:

www.villaorselina.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

Bayernwahl

Eindrücke vom Parteitag der CSU, der die Felle davonschwimmen.

Von Roger Köppel

Deutschland ist im Umbruch. Kanzlerin Merkel hat die bürgerliche Mitte so weit nach links gerückt, dass der ganze Politikbetrieb in Schiefelage geraten ist. Links stürzt die SPD ab und schlägt panisch um sich. Von rechts drückt die AfD, die zwar auf dem Boden der Verfassung steht, aber den Leuten noch Misstrauen einflösst, weil an den Rändern schummrige Figuren mitschwimmen.

In einer ganz heiklen Situation ist die bayerische CSU. Die Partei von Franz Josef Strauss hat ihre erdrückende Zweidrittelmehrheit schon länger verloren. Jetzt aber liegt sie laut Umfragen nur noch bei 35 Prozent. Das ist ein Absturz, eine Katastrophe für die erfolgswöhnten und sieggewohnten CSUler, die sich zugutehalten, aus dem einst subventionierten Armenhaus Bayern ein Wirtschaftswunderland mit hervorragenden Unternehmen, Universitäten und einem der weltweit besten Fussballvereine gemacht zu haben.

Letzten Samstag trafen sich die Delegierten im Münchner Postpalast, um die finalen vier Wochen bis zur Landtagswahl einzuläuten. Über 800 Delegierte kamen, die Parteiprominenz war da, Bundesinnenminister Horst Seehofer, Spitzenkandidat Markus Söder sowie die Würdenträger der Vergangenheit – von Euro-Architekt Theo Waigel bis hin zum einstigen Kanzlerkandidaten Edmund Stoiber. Was in den Eröffnungsreden auffiel: Am meisten Applaus gab es, wenn die Redner nicht gegen die Linken, sondern gegen die AfD austeilten. Man beklatschte laut und lang die Angriffe auf den Gegner, den man am meisten fürchtet.

Seehofer hielt eine höfliche, wenn auch etwas blasse Rede, stets schmunzelnd, auf die für ihn typische, sympathische Art. Er schien müde. Die Kämpfe der letzten Monate wirkten nach. Zwei Niederlagen gab es für ihn an den letzten Bundestagswahlen, einmal für die Regierung in Berlin, die zweite daheim in Bayern, wo er widerwillig den Ministerpräsidentenposten an Markus Söder abtreten musste. Seehofer stritt sich dann mit Merkel über einen Kompromiss im Asylbereich. Es war Theater, Schaufecht. Am Schluss resultierte eine Nullnummer, die das Getöse nicht gelohnt hatte. Seehofer ging beschädigt aus der Auseinandersetzung.

Markus Söder, der Spitzenkandidat und noch junge, neue Landesvater, wirkte versiert, las aber erstaunlich viel vom Blatt ab. In der Heimat der begnadeten Bierzeltredner wirft

ein Ministerpräsident, der am Manuskript klebt, Fragen auf. Meistens ist die Beziehung zwischen dem Redner und seinem Publikum gestört, die Atmosphäre geladen, wenn die Partitur so akribisch abgelesen werden muss. Man sah, dass Söder sich nicht einfach in die Emotion hineinredete, er blieb kontrolliert, wollte kein falsches Wort sagen.

Auch Söder drosch auf die AfD ein; es war der emotionalste Moment seines Vortrags. Er brachte ein Beispiel mit einem islamistischen «Gefährder», den die Behörden nicht richtig ausschaffen konnten, und kaum war er ausgeschafft, holten sie ihn wieder zurück. Solche Geschichten, argumentierte Söder, würden die Bürger «verunsichern». Applaus. Möglicherweise liegt Söder falsch. Nicht die Bürger sind verunsichert. Viele wissen ganz genau, was sie nicht mehr wollen. Verunsichert sind eher Politiker wie Söder, denen die Wähler davonlaufen.

Traf der Parteitag die Volksseele? Bayern ist Bayern, doch das deutschlandweite Aufregertema der in Berlin entfesselten Migrationswelle beschäftigt auch viele Münchner. Es spielte in den Reden fast keine Rolle. Eine Frau sagte mir, sie werde zum ersten Mal seit dreissig Jahren AfD wählen. Die CSU sei zu selbstherrlich und zu unglaubwürdig geworden. Alarmierend für die CSU ist, dass eine AfD als preussisches Konstrukt, das von aussen kommt, den Platzhirschen immerhin 10 bis 13 Prozent abzuwickeln scheint.

Interessanterweise hat sich die politische Grosswetterlage in Bayern seit Franz Josef Strauss nicht verändert. Zwei Drittel wählen rechts, ein Drittel wählt links. Die kombinierte Linke steht wieder bei einem Drittel. Rechts allerdings machen sich drei Parteien die restlichen zwei Drittel Wähler streitig, die CSU, die AfD und die Freien Wähler um den intelligen-



Wer ist da verunsichert? Landesvater Söder.

ten Charismatiker Hubert Aiwanger, der, wie er uns erzählt, nicht bei der CSU ist, weil ihm diese Partei «zu arrogant und zu verfilzt» sei. Aiwanger spekuliert darauf, dass er der CSU zur Mehrheit verhelfen könnte. Mit der AfD will niemand zusammenspannen. Die Bürgerlichen setzen auf Ausgrenzung.

Der harte Anti-AfD-Kurs ist riskant. In ihren Reden prügelte die CSU-Prominenz unter viel Applaus mit Wollust auf die neue Rechte ein. Intelligenter wäre es vielleicht gewesen, zwar die AfD zu kritisieren, nicht aber ihre Wähler blöd hinzustellen. Von Söder waren keine selbstkritischen Töne zu hören. Man klopfte sich auf die Schultern für unbestrittene vergangene Leistungen, aber das ist noch kein Programm für die Zukunft. Statt die AfD kleinzumachen, hätte er zum Beispiel sagen können, es sei ein Fehler der CSU gewesen, gute Bayern an die AfD zu verlieren. Man spürte wenig Ehrgeiz, die verlorenen Schächchen zurückzuholen.

CSU-Übervater Franz Josef Strauss verordnete, rechts von der CSU dürfe es keine demokratisch legitimierte Rechtspartei geben. Die heutige CSU-Führung irrt, sie macht es sich zu leicht, wenn sie die AfD auf die gleiche Stufe stellt wie die rechten, zum Teil verblichenen *fringe*-Parteien Republikaner und NPD. Diese Rechtsparteien waren zu einer Zeit entstanden, als die bürgerliche Mitte weiter rechts stand als heute. Rechts von der CDU und vor allem rechts von der CSU war die Luft damals sehr dünn. Heute ist es ganz anders. In Geiselhaft mit Merkels CDU liess sich auch die CSU nach links ziehen. Mitgegangen, mitgefangen. Sie liess es zu, dass sich eine Fläche öffnete, wo es laut Strauss nur eine Wand geben dürfte.

Die beste Hoffnung für die CSU formuliert Hubert Aiwanger, der Chef der Freien Wähler, so: «Wer die AfD wählt, wählt in Bayern die Linken, weil niemand mit der AfD regieren will, aber AfD-Stimmen nur die Bürgerlichen schwächen werden.» Ob das Argument diesmal noch verfährt?



**SCHONENDE
OPERATION BEI
KNIEMARTHROSE**

Öffentlicher Informationsabend
Donnerstag, 27. September 2018, 18.30 Uhr

Der Anlass findet im Haus zur Pyramide in Zürich statt. Anmeldung erforderlich.
Weitere Informationen auf pyramide.ch.



Geheimnis: Filmstar Fan Bingbing. Seite 12



Ein bisschen sexuelle Freiheit: Gaza. Seite 50



«Nur meine Enkelin weinte ein bisschen. Weil sie ihren Onkel vermisste.»

Wenn die Kinder ausziehen: Seite 22

Titelgeschichte

- 16 **Der halbe SVP-Bundesrat**
Die eigene Partei gegen Ueli Maurer

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
9 **Kommentare**
Ist Heimat grenzenlos?
10 **Literatur**
Erfolglos ist gut
10 **Geschlechter**
Nur Unverfrorenheit hilft
12 **Kopf der Woche**
Wo ist Fan Bingbing?
20 **Essay der Woche** Ist die Demokratie in der Krise? Mitnichten!
26 **Mörgeli**
Steaks, Steuern, Staat
26 **Bodenmann**
Syrien: Domino-Theorie
27 **Medien**
Digitales Paläozän
27 **Die Deutschen**
Im Irrenhaus

Inland

- 28 **Die Abweichler im Parlament**
Mehrheiten für das gegnerische Lager
31 **Kampfanzüge, Halleluja Linke** Demo gegen friedliches Anliegen
32 **Pierre Maudet**
Absturz eines Hofierten
34 **Fantasievolle Kampagne**
Economiesuisse gegen Selbstbestimmungsinitiative
36 **Nabel der Welt**
Hinwil im Zürcher Oberland

- 40 **Ausweitung der Tabuzone**
Noch mehr Minderheitenschutz
41 **Unerwünschtes Geschenk**
Zwist um Limmattalbahn

Ausland

- 35 **Kipchoge auf den Fersen**
Mein Berlin-Marathon
42 **Hans-Georg Maassen** Merkels
Treibjagd auf den mutigen Beamten
46 **Rechts und rauf**
Europas rechtsnationale Welle
48 **Martine Vassal**
Eiserne Lady der Canebière
49 **Inside Washington**
21 brisante Seiten
50 **Sex, Zucht und brennende Kondome**
Unterwegs in Gaza

Wirtschaft & Wissenschaft

- 38 **Gespaltene Wirtschaft**
Steuerreform: Wer gewinnt?
66 **Mysterien der Weltgeschichte**
Der wahnsinnige Baron in der Mongolei

Kultur & Gesellschaft

- 22 **Zeitgeist**
Plötzlich allein zu Haus
24 **Lebensläufe** Daniel Küblböck:
Das kurze Leben der Rosa L.
54 **Ikone der Woche**
Meghan Markle
56 **Kunst**
Cuno Amiets Geheimnis
58 **Klassik**
Land der Musikfestivals
59 **Film** Die Suche nach
João Gilberto.

- 61 **Literatur**
Ich tötete Niklaus Meienberg
62 **Ezgi Cinar**
Prinzessin von einem dunklen Ort
73 **Unterhaltung** Europapark:
Futuristisches Nostalgie-Erlebnis

Rubriken

- 9 **Im Auge** Fabian Köster
14 **Personenkontrolle**
15 **Nachruf** Oliver Reginald Hoare
64 **Die Bibel**
Philosophie futsch? Man denke
64 **Kino** «Styx»
65 **Knorrs Liste**
65 **Jazz** Mark Turner, Ethan Iverson
67 **Fragen Sie Dr. M.**
67 **Gewinner der Woche** Obseva
68 **Thiel** Antirassismus
68 **Namen** Musik, Freundschaft, Familie
68 **Fast verliebt** Der Ring
69 **Unten durch** Deeskalation
70 **Wein** Der Charme von Chinon
70 **Salz & Pfeffer**
Ristorante Passerini, Chiavenna
71 **Auto** BMW X3 xDrive 20d
74 **Darf man das?/Leserbriefe**

WELCOME
TO THE

8TH

D
I
M
E
N
S
I
O
N

THE NEW
AUDI Q8



Nehmen Sie sich
die Freiheit,
mehr Zeit zu haben.

Erleben Sie intelligente Assistenzsysteme
in einer neuen Dimension.

Der neue Audi Q8.
Willkommen in der 8. Dimension.

Jetzt bei Ihrem Audi Händler

Audi Q8 50 TDI quattro tiptronic, 286 PS, Verbrauch Diesel: 6,8 l/100 km, Benzinäquivalent: 7,8 l/100 km, 178 g CO₂/km (133 g/km Ø Neuwagen), 36 g CO₂/km E.-Bereitstellung, Kat. F.

Ihr Immobilientraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'395'200.- inkl. 2 PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ufdeforch.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug ab Sommer 2019
www.wilerbuch.ch



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Attika-Mietwohnungen
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Miete 4'350.- p.Mt., Kauf 1'930'000.- Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.lagovista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Herbst 2019
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ridere-bachenbuelach.ch



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis 1'765'000.-, Bezug ab Herbst 2018
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.duo-dietikon.ch



4 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 1'278'600.-, Bezug nach Vereinbarung
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ und 4 ½ Zi. Wohnungen
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2019/20
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.ammuelibach.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhaus
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'174'000.-, Bezug ab Herbst 2018
www.heerenweg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch




3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.leuberg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattdamm**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies-glattdamm.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenhäuser
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'790'000.-, Bezug ab Herbst 2019
www.mira-birchwil.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können? Melden Sie sich bei unserem Chef  ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Ist Heimat grenzenlos?

Von Christoph Mörgeli — Der Bundesrat will den Uno-Migrationspakt unterzeichnen. Und fürchtet gleichzeitig seine Auswirkungen.



Widersprüche: Aussenminister Cassis.

Heimat kennt keine Grenzen – Heimat ist nicht an einen Ort gebunden.» So lautete die Hauptbotschaft von Bundesrätin Simonetta Sommaruga zum diesjährigen Nationalfeiertag. Gewiss entspricht dies ihrer tiefsten Überzeugung. Genau wie jenem Drittel der Schweizerinnen und Schweizer, die 2006 das Asyl- und Ausländergesetz von Justizminister Christoph Blocher abgelehnt haben. Nur: Zwei Drittel der Bürger waren damals und sind wohl heute erst recht anderer Ansicht. Für sie steht der Begriff Heimat in engem Bezug zum Ort, in den sie hineingeboren worden sind. Sie wollen keine grenzenlose globale Migration. Sie wünschen sich kein freies Niederlassungsrecht für alle Menschen dieser Welt. Sie können sich nicht vorstellen, wie der Sozialstaat funktioniert, wenn der Kreis der Empfänger nicht begrenzt ist.

Ähnliche Kräfteverhältnisse gelten auch für den Migrationspakt, den die Uno unter glühendem Engagement von Schweizer Diplomaten vorantreibt: Er geniesst die Unterstützung von Bundesrätin Sommaruga und wohl auch vom knappen Drittel jener Mitbürger, die sich tendenziell als links bezeichnen würden. Aber eben nicht von der Mehrheit. Denn diese Mehrheit hat 2014 für die eigenständige Steuerung der Zuwanderung, für eine selbstbestimmte Ausländerpolitik und für einen Inländervorrang auf dem Arbeitsmarkt gestimmt.

Von der Schweizer Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt, hat die Uno-Vollversammlung im Juli einen neuen Migrationspakt beschlossen, der im Dezember definitiv verabschiedet werden soll. Ex-Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) und der Schweizer Uno-Botschafter Jürg Lauber haben sich für diesen Pakt mächtig ins Zeug gelegt. Ziel der Uno sind weltweit geltende Grundsätze für den Umgang mit Flüchtlingen und Migranten, kurz: «eine sichere, geordnete und reguläre Migration». Die Uno will die Migration als etwas grundsätzlich Schönes, Gutes und Nützliches darstellen. Sie zielt auf eine Welt ohne Grenzen. Und der Bundesrat hat den Vereinten Nationen prinzipiell grünes Licht dazu gegeben.

Von strapazierten Sozialsystemen, Kriminalität und Zusammenprall der Kulturen ist im Uno-Pakt keine Rede. Dafür garantiert der Vertrag die Unterstützung von NGO für verbrecherische Schlepper, sichere Migrationsrouten und ungehinderten Zugang zu Sozialwerken, Gesundheit und Bildung. Die Unterschiede zwischen Einheimischen und Zugezogenen sollen verschwinden, Diskriminierung, Rassismus und Xenophobie werden scharf geahndet.

Ungewollte Verpflichtungen

Aussenminister Ignazio Cassis hat sich zum Uno-Migrationspakt in der NZZ widersprüchlich geäussert. Der Bundesrat könne nicht ausschliessen, «dass wir mit der Unterzeichnung auch Verpflichtungen eingehen, die wir vielleicht gar nicht wollen». Dennoch werde der Bundesrat «den Pakt nicht ablehnen». Wie geht das zusammen? Die Tatsache, dass ein Schweizer Uno-Botschafter bei der Ausarbeitung dabei war, genügt jedenfalls nicht als Grund für eine Ratifizierung. Und wenn das Vertragswerk so unverbindlich ist, wie es Bundesbern jetzt darstellt, braucht die Schweiz erst recht nicht mitzutun.

Eine Mehrheit im Bundesrat sieht jedenfalls die Gefahr, dass aus dem angeblich unverbindlichen «weichen Recht» plötzlich bindendes internationales Recht wird. Speziell darum, weil sich unsere Gerichte bei ihren Urteilen zunehmend auf solche *soft laws* abstützen. Im Interesse der Zweidrittelmehrheit des Schweizer Volks müsste der Bundesrat seine Unterschrift unter den Uno-Migrationspakt verweigern. Auch wenn ihm die Gesellschaft von Donald Trump und Viktor Orban noch so peinlich ist.

Deutscher mit Humor



Fabian Köster, Kinderreporter.

Er ist mittlerweile fast der einzige Deutsche, der diesem griesgrämigsten Volk der Erde etwas Ironie zurückgibt. Fabian Kösters Geburtschancen für dieses Talent waren eher gering, seine Eltern sind Pädagogen. Das Land hat ja keinen Grund zur Heiterkeit im gegenwärtigen hysterischen Parteienkrieg. Überall lauern Wortpolizei und Moralscharfrichter, und zum Lachen muss jedermann entweder in den Wald oder freitagabends vor den Fernseher, was ungefähr vier Millionen tun.

Es läuft die «Heute-Show» im ZDF, präsentiert von einem Herrn mit bismarckscher Stirnglatze an seinem autoritären Humorkatheder. Oliver Welke, 52, warb als Kinderfotomodell für Würstkonserve und moderierte später die erfolgreiche Fussballsendung «ran» auf Sat 1. Und er hat Fabian Köster entdeckt, der meist im Finale der «Heute-Show» auftritt und längst schon im Bett sein müsste, so wie er aussieht, dabei ist er bereits 23. Die Politiker, die er mit dem orangefarbenen Mikrofon einfängt, fallen längst nicht mehr herein auf seine Kindlichkeit, und doch kriegt sie der Kinderreporter Köster alle beim Wickel. Die schrillgrüne Abgeordnete Claudia Roth, die sonst jede Kamera belagert, versuchte sich an ihm vorbeizuschmuggeln, doch Babyface Köster weckte ihren Mutterinstinkt: Er bat sie, ihm die Angst vor den Grünen zu nehmen. Seine Waffe ist die subversive Schlagfertigkeit. Damit holt er alle, von Söder bis Schulz, aus der Reserve ihrer Gewissheiten und verleitet sie zur spontanen Reaktion, das Schlimmste, was Politikern öffentlich passieren kann.

Köster, übrigens nicht verwandt mit der Frau an der Supermarktkasse, der Komödiantin Gaby Köster, begann seine Karriere mit Poetry-Slams und war schon immer der Jüngste. Mit achtzehn in Stefan Raabs «TV total». Mit zwanzig bei der «Heute-Show» in der Rolle als Praktikant gleich der Publikumsliebbling. Das Studium der Sozialwissenschaften liess er einschlafen. Frau Merkel ist gewarnt, ihre Bodyguards halten das Jüngelchen auf Distanz. Peter Hartmann

Erfolglos ist gut

Der Schweizer Buchpreis sollte die besten Bücher auszeichnen. Doch die besten fehlen.

Die Schweizer Literatur erlebt zurzeit einen seltenen Höhenflug. Die ersten drei Plätze der Bestsellerliste sind mit einheimischen Autoren besetzt. Alex Capus, Milena Moser und Thomas Hürlimann teilen sich das Podest. Natürlich sagt der Verkaufserfolg alleine wenig über die Qualität eines Buches aus. Doch diese drei Autoren legen allesamt herausragende Werke vor. Insbesondere «Heimkehr» von Altmeister Thomas Hürlimann – zugleich heitere Gesellschaftssatire als auch lebensphilosophische Abhandlung – gehört zu den stärksten Schweizer Romanen der letzten Jahre. Auch Milena Mosers Familienepos «Land der Söhne» sticht heraus: eine packendes Buch über jene Nation, die Donald Trump hervorgebracht hat.

Die Fülle an grossartigen Werken müsste eine Steilvorlage sein für die Juroren des Schweizer Buchpreises, der wichtigsten Literatur-Auszeichnung des Landes. Bloss: Von den drei aktuellen Überfliegern ist niemand nominiert, wie am Dienstag bekannt wurde. Bücher, die sich gut verkaufen, will man offensichtlich nicht. Auch Arno Camenischs kleines Meisterwerk, «Der letzte Schnee», das Anfang Jahr wochenlang einen Spitzenrang der Bestsellerliste belegte, wurde aus unerklärlichen Gründen verschmäht.

Selbstverständlich kann man der Auffassung sein, eine Auszeichnung, die mit viel Publizität verbunden ist, sollte in erster Linie dazu dienen, Aussenseitern eine Plattform zu bieten. Doch das ist explizit nicht das Ziel des Schweizer Buchpreises, der von Buchhändlern initiiert wurde, um den Verkauf anzukurbeln. Und selbst wenn dem so wäre: Wie kommt dann der international erfolgreiche Schriftsteller Peter Stamm auf die Nominiertenliste? Neben den kaum bekannten Namen Gianna Molinari, Julia von Lucadou, Heinz Helle und Vincenzo Todisco wirkt es, als sei er irrtümlich darauf gelandet.

Ein Buchpreis ist naturgemäss eine subjektive Angelegenheit. Entsprechend kommen jedes Jahr auch Bücher zum Zug, über die man sich wundert. So abwegig wie dieses Mal war die Nomination aber noch nie. Vor allem Hürlimanns Abwesenheit ist fast schon skandalös. Kürzlich sorgte er mit seinem Essay «Toleranz ist ein anderes Wort für Feigheit» für Aufsehen. Hat man ihn wegen seiner politischen Haltung abgestraft? Vielleicht. Zweifellos ist diese Liste aber Ausdruck des alten deutschsprachigen Dünkels: Was erfolgreich ist, kann nicht gut sein. *Rico Bandle*

Nur Unverfrorenheit hilft

Von Katharina Fontana — Ein neues Urteil zeigt, dass selbst krasse Lohnunterschiede zwischen Frau und Mann gerechtfertigt sein können. Daran ändert auch eine «Lohnpolizei» nichts.

In der laufenden Herbstsession entscheidet sich, ob in der Schweiz eine Art «Lohnpolizei» eingeführt wird. Der Ständerat hat der Änderung des Gleichstellungsgesetzes bereits zugestimmt, der Ball liegt jetzt beim Nationalrat. Kommt die Revision durch, müssen grössere Firmen und öffentliche Arbeitgeber künftig alle vier Jahre interne Lohnanalysen durchführen und die Ergebnisse von Experten untersuchen lassen. So will man die Frauen vor Diskriminierungen schützen. Als Vorbild gilt hier die Bundesverwaltung, die schon seit längerem über ein vielgerühmtes Lohnanalyseinstrument verfügt. Man darf also davon ausgehen, dass eine Frau beim Bund heute nicht weniger verdient, nur weil sie eine Frau ist.

Dass die Sache mit dem Lohn dennoch nicht so einfach ist, auch beim Bund nicht, zeigt ein neues Urteil des Bundesverwaltungsgerichts. Der Fall betrifft eine heute 55-jährige Juristin. Die Frau trat 2014 im Führungsstab der Armee eine Stelle an, ein halbes Jahr später wechselte sie intern und übernahm eine andere Funktion. Kurz darauf stellte sie fest, dass der Mann, der ihre frühere Stelle übernommen hatte, dort erheblich mehr verdiente als sie. Während man ihr einen Anfangsjahreslohn von rund 117 000 Franken gezahlt hatte, waren es beim Mann gut 134 000 Franken – also 12,5 Prozent mehr Geld für die exakt gleiche Stelle nur sechs Monate später. Der Mann war notabene neun Jahre jünger als die Frau, war ihr punkto Ausbildung unterlegen, verfügte über weniger Arbeitserfahrung und wies ein geringeres Dienstalter vor.

Ein klarer Fall von verbotener Geschlechterdiskriminierung, könnte man aus der Ferne meinen. Dem ist aber nicht so. Der Arbeitgeber argumentierte vor Gericht, dass der Mann über ausgewiesene juristische Berufs- und Führungserfahrung verfüge, die der Frau fehlten; man zahle ihm also wegen objektiver Faktoren ein höheres Gehalt und nicht, weil er ein Mann sei. Das Bundesverwaltungsgericht erachtet diese Begründung für ausreichend. Es weist darauf hin, dass die Behörden bei der Besoldung über einen grossen Freiraum verfügen und von den verschiedenen objektiven Merkmalen wie Ausbildung, Dienstalter, Qualifikation, Erfahrung, Leistung oder Pflichtenheft jene auswählen können, die für den Lohn massgebend sein sollen.

Das Urteil macht klar, was in den aktuellen politischen Debatten über «Lohngerechtigkeit» oft vergessen geht: Man kann die Löhne nicht in ein festes Schema pressen. In einem einigermaßen liberalen Arbeitsmarkt muss ein

Arbeitgeber entscheiden können, wie viel ihm die Fähigkeiten und Erfahrungen eines Mitarbeiters wert sind. Eine allgemeine «Lohnpolizei» – wie sie für die Bundesverwaltung im Grundsatz ja bereits gilt – wird daran nichts ändern, das ist bürokratischer Leerlauf. Der Fall zeigt zudem, dass der Lohn oft auch vom Verhalten abhängt, vom Auftreten und vom Selbstbewusstsein. So hatte man beim Führungsstab der Armee nämlich argumentiert, die Frau habe

Wie viel ihm die Fähigkeiten eines Mitarbeiters wert sind, muss der Arbeitgeber entscheiden können.

sich während des Vorstellungsgesprächs «wenig überzeugend verhalten». Zudem habe sie sich gleichzeitig auf eine andere, tiefer besoldete Stelle beworben und damit gezeigt, dass sie bereit gewesen wäre, für weniger Geld zu arbeiten. Man kann auch sagen: Die Frau wirkte offenbar etwas unsicher und trat beim Lohn nicht fordernd genug auf. Wenn Personalverantwortliche diese Zurückhaltung einer Bewerberin ausnützen, ist das zwar mehr als fragwürdig. Doch hier hilft auch eine «Lohnpolizei» den Frauen nicht weiter. Sondern nur eine gewisse Unverfrorenheit bei Lohnverhandlungen – wie sie vielen Männern eigen ist.



Der Lohn hängt vom Auftreten ab.

Der SVP-Nationalrat und seine Anti-SVP-Assistentin

Von Philipp Gut — Thomas Burgherr ist Nationalrat, Präsident der SVP Aargau und Unternehmer. In seinem Büro arbeitet eine linke Aktivistin, die mit Vorliebe Parteikollegen ihres Chefs anpflaumt.



Schwachstelle Anja K.: Zimmermeister und Politiker Burgherr.

In Hintermoos, zwischen Kirchleerau und Reiden im idyllischen Grenzgebiet der Kantone Aargau und Luzern gelegen, ist die Burgherr Moosersäge AG beheimatet, ein «Familienunternehmen mit langer Tradition und Kompetenz», welches im Holzbau und -handel tätig ist. Geschäftsinhaber ist der diplomierte Zimmermeister Thomas Burgherr, eine bekannte Grösse in der Schweizer Politik: Burgherr sitzt als Nationalrat der Schweizerischen Volkspartei (SVP) im Bundesparlament in Bern und präsidiert die SVP Kanton Aargau. In seinem Büro beschäftigt Burgherr eine gewisse Anja K., eine linke Netzaktivistin und bekennende «Antifaschistin», die Farbbeutelanschlüsse auf Filialen von Grossbanken ganz okay findet und mit Vorliebe Parteifreunde ihres Arbeitgebers angreift. Das sorgt bei den Betroffenen für Unmut. In der SVP rumort es.

Auf Facebook postet Anja K. regelmässig SVP-kritische Artikel und setzt Likes unter entsprechende Beiträge. «Entlarvend, mal wieder», kommentierte sie einen Text über Christoph Blocher und den Landesstreik von 1918. «Die <Volks>partei und deren <Volks>vertreter...», spottete sie über einem Bild von SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi. Weitere Fraktionskollegen von Thomas Burgherr – darunter Claudio Zanetti und Andreas Glarner – gehören zu ihren bevorzugten Zielscheiben.

Gerne teilt sie Artikel der Facebook-Gruppe «Anti-SVP – Stoppt den Wahnsinn!» oder setzt ein «Gefällt mir» darunter.

«Fuck Nazis, fuck SVP»

Gemäss einem Tweet der Administratoren gehört Anja K. zu den treibenden Kräften der Gruppe «Leckerbissen aus Blocheristan», die aggressiv gegen die SVP Stimmung macht («#FCKNZS #FCKSVP», spricht: «Fuck Nazis, fuck SVP»). «Die SVP stellt mit grossem Abstand die meisten Verbrecher», schreiben die «Leckerbissen».

Spuren hinterlassen die Anti-SVP-Aktivitäten von Anja K. möglicherweise auch auf dem offiziellen Facebook-Auftritt der Burgherr Moosersäge AG. Unter der Rubrik «Ähnliche

Er scheint seiner Mitarbeiterin so sehr zu vertrauen, dass er sie in seinem Namen schreiben liess.

Seiten» finden sich dort nicht etwa andere Firmen der Holzbranche, sondern prominent die «Perlen aus Blocheristan» – eine jener linken Gruppen, die das Ziel verfolgen, rechte Meinungen anzuschwärzen und mittels «Meldung» an Facebook aus dem sozialen Netzwerk zu verbannen («Die Lust am Ver-

petzen und Verbieten», *Weltwoche* Nr. 37/18). Wahrscheinlich hat Burgherr-Mitarbeiterin Anja K. mit ihren einschlägigen Aktivitäten die «Ähnlichkeit» der Facebook-Firmenwebsite mit der Anti-SVP-Seite verursacht.

Bundesanwaltschaft eingeschaltet

Thomas Burgherr scheint seiner engen Mitarbeiterin so sehr zu vertrauen, dass er sie zumindest in einem dokumentierten Fall in seinem Namen auf Facebook schreiben liess. Der *Weltwoche* liegt die Kommunikation mit einem Mann vor, der ins Schussfeld der linken Freunde von Anja K. gerückt ist. Er teilte Burgherr mit, dass seine Assistentin zu den Gruppierungen gehöre, die ständig gegen die SVP und gegen Kollegen von ihm, Burgherr, schiessen würden. Burgherr nahm die Nachrichten und das Verhalten des Mannes als «Stalking» wahr. Darauf antwortete Anja K. «i. V. Thomas Burgherr», also in Vertretung ihres Chefs. Im weiteren Verlauf der Auseinandersetzung drohte Burgherr: «Als NR [Nationalrat, die Red.] schalte ich die Bundesanwaltschaft ein!» Das habe er mittlerweile tatsächlich getan, sagt der Politiker auf Anfrage der *Weltwoche*. Die Bundesanwaltschaft teilt mit, sie äussere «sich grundsätzlich nicht zu allenfalls in Strafverfahren involvierten oder nicht involvierten Personen». Aufschlussreich an dieser kuriosen Geschichte ist, dass der Inhalt der privaten Kommunikation von Burgherr und Anja K. mit dem angeblichen Stalker den Weg zu den «Leckerbissen aus Blocheristan» gefunden hat: Sie meldeten letzte Woche, dass die Bundesanwaltschaft gegen den Mann «ermittelt» – ein weiteres Indiz für den direkten Draht zwischen Burgherr-Mitarbeiterin Anja K. und der Anti-SVP-Szene.

Konfrontiert mit der Tatsache, dass seine Untergebene regelmässig auf seine Parteifreunde schießt, sagt Thomas Burgherr: «Ich unterstütze es nicht, und es missfällt mir, was über meine Parteikollegen geschrieben wird. Schon deswegen nicht, weil ich die Politik meiner SVP-Freunde unterstütze.» Die Facebook-Beiträge verfasse «Frau K. in ihrer Freizeit, ich und mein Geschäft sind selbstverständlich in keiner Art und Weise daran beteiligt».

Auf die Frage, wie sie sich zur Tatsache stelle, dass sie den Lohn von einem SVP-Politiker bezieht und gleichzeitig lustvoll über die SVP und Parteikollegen ihres Arbeitgebers herzieht, sagt Anja K.: «Mein Arbeitgeber stellt Menschen anhand der beruflichen Qualifikationen ein und nicht aufgrund der politischen Einstellung.» Ihre Freizeit sei «nicht Teil des Arbeitsvertrages, und somit sind auch meine politischen Äusserungen hierfür nicht von Belang». Ob dies die von Anja K. angepflaumten Parteikollegen und die Wähler von Thomas Burgherr auch so sehen, muss offenbleiben.

Chinas Diva gibt Rätsel auf

Von *Sophie Mühlmann* — Wo ist Fan Bingbing? Seit Monaten ist Chinas grösster Kinostar wie vom Erdboden verschluckt. Millionen von Fans zerbrechen sich den Kopf über das Schicksal der makellosen Schönheit. Ist Hochmut der Grund für ihren Fall? Steckt die Politik hinter ihrem mysteriösen Verschwinden?

Es liest sich wie ein Drehbuch für die ganz grosse Leinwand: die verschwundene Schönheit, eben noch ganz oben, nun wie vom Erdboden verschluckt. Reich ist Fan Bingbing wie kaum eine zweite Schauspielerin in ihrer Heimat China – und ebenso berühmt.

Die 37-Jährige ist eine der bestbezahlten Diven der Volksrepublik. Sie bekam die besten Rollen und die teuersten Werbeverträge. Vier Jahre hintereinander hat das *Forbes*-Magazin die hübsche Dame mit den grossen Mandelaugen nun schon zum einflussreichsten Star im Reich der Mitte erklärt.

Ihre elegante Nase und den Schwung ihrer Kinnpartie bestellen sich Chinas eitle Ladys beim Schönheitschirurgen. Ihr Gesicht prangt von Harbin bis Hongkong überall auf überdimensionalen Plakatwänden, es steht für Cartier-Schmuck, Louis-Vuitton-Mode, Mercedes und Champagner von Moët & Chandon. Purzelt ihr mal «versehentlich» eine Tube Hautcreme aus der Handtasche und die Paparazzi halten das im Foto fest, so verkauft sich ebendiese Creme bei Chinas Damen so gut wie nie zuvor.

Mehr als 63 Millionen Anhänger folgen Fan Bingbing auf Weibo, Chinas Gegenstück zu Twitter. Selbst hier im Westen wird sie gerade immer bekannter, schon war sie als anmutige «Bling» in Hollywoods «X-Men: Zukunft ist Vergangenheit» zu sehen, demnächst sollte sie für den Thriller «355» neben Jessica Chastain und Lupita Nyong'o vor der Kamera stehen. Doch wo ist Fan Bingbing?

Am 1. Juli wurde sie das letzte Mal in der Öffentlichkeit gesehen, als sie im Blitzlichtgewitter ein Kinderkrankenhaus besuchte. Seit Juni schon schweigt sie in ihren sozialen Medien: keine Posts mehr, keine Statusmeldungen, keine Glamour-Fotos.

Die Umstände ihres Verschwindens sind mysteriös: Ist sie Opfer oder Gaunerin? Hat sie



Die schöne Fan stritt alles ab: Schauspielerin Bingbing.

den Bogen überspannt – Hochmut kommt vor dem Fall? Oder wurde sie verleumdet, aus Neid in den Dreck gezogen? Geriet sie womöglich ins politische Visier eines allzu strengen Regimes? Ist sie untergetaucht, heimlich nach Hollywood geflüchtet? Oder ist sie gar verhaftet und ins Gefängnis gesteckt worden? Alles ist möglich.

Denn Chinas Unterhaltungsindustrie unterscheidet sich eben doch von Hollywood. Die Branche boomt, kein Zweifel. Im ersten Quartal dieses Jahres hat die chinesische

Filmindustrie beim Umsatz an der Kinokasse erstmals die USA überholt. Doch die Stars müssen nicht nur ihren Fans gefallen, sondern auch der Regierung und der Kommunistischen Partei. Sie haben Vorbildfunktion. Und verstricken sie sich in einen Skandal, wird das schnell zur Staatsangelegenheit.

Wie aber ist gerade Fan Bingbing so in Verruf geraten? Es begann im vergangenen Jahr, als die Regierung in Peking die exorbitanten Gehälter der Stars unter die Lupe nahm. Peking führte Regelungen ein, gemäss denen die Gagen von Darstellern nicht höher als 40 Prozent der Produktionskosten sein dürften.

Vor knapp drei Monaten kochte dann im Reich der Mitte plötzlich das Thema «Gier in der Unterhaltungsindustrie» noch einmal hoch – mit Fan Bingbing als Gesicht und Symbol dieser Debatte. Dokumente über angeblichen Steuerbetrug und unverhältnismässige Gagen waren aufgetaucht. Vielleicht aus Rache, vielleicht aus Missgunst hatte der chinesische TV-Moderator Cui Yongyuan Fan auf seinem eigenen Social-Media-Kanal blossgestellt. Offiziell wollte er die Steuerhinterziehung in der TV- und Filmbranche anprangern, aber eben am Beispiel von Fan Bingbing. Moralisch und politisch zerriss man sich das Maul

über die Vielverdiener, und die Schauspielerin aus Qingdao stand im Mittelpunkt der hitzigen Hetzjagd.

Die KP duldet keine Nebenbuhler

Mit achtzehn Jahren wurde Fan Bingbing durch eine Fernsehserie berühmt. Das Timing war perfekt, damals begann Chinas Filmindustrie gerade zu erblühen. Es folgten Filmauftritte wie in dem Erfolgstreifen «Cell Phone», der 2003 zum erfolgreichsten chinesischen Film des Jahres wurde. Fan stieg zum Top-Star

auf, und wie in Hollywood konnten auch die Leinwandhelden in China immer höhere Gagen fordern. 2017 soll sie, so schreibt *Forbes*, umgerechnet 45 Millionen Dollar verdient haben – mehr als jede Hollywoodschauspielerin.

Doch im Mai dieses Jahres gerieten Fans Einnahmen ins Visier der Behörden, nachdem Cui fragwürdige Verträge ins Netz gestellt hatte – sogenannte Yin-Yang-Verträge, mit denen extravagante Gagen an der Steuer vorbeigeschleust werden. Und das funktioniert so: In einem ersten Vertrag, auf dem Fans Name prangte, wurden ihr für vier Tage Arbeit an einem Kinofilm umgerechnet 1,56 Millionen Dollar zugesichert – und nur dieser Vertrag war angeblich der Steuerbehörde präsentiert worden. Ein zweiter Vertrag ohne Namen aber bezifferte denselben Job noch einmal auf 7,8 Millionen für. «Warum muss es zwei Verträge geben?», hatte Cui provokant gepostet – und damit einen Sturm auf Fan Bingbing losgetreten.

Wenn die Anschuldigungen stimmen, dann hätte Fan hier sechzig Millionen Yuan bezahlt bekommen, davon aber nur zehn Millionen versteuert. Ein klarer Fall von «Anbetung von Geld und Profit», was in der sozialistischen Volksrepublik China traditionell zu den schlimmsten Verbrechen überhaupt zählt.

Schmutzige Wäsche, öffentlich gewaschen, ganz wie im Kino: Der Moderator Cui Yongyuan hatte womöglich ein persönliches Hühnchen mit Fan Bingbing zu rupfen. «Cell Phone», ihr grosser Durchbruch, basiert auf seiner Lebensgeschichte. Und er fühlte sich wohl nicht angemessen dargestellt, mehrfach hatte er sich beleidigt über den Streifen geäussert. Der Film, dessen Doppelvertrag er nun im Mai an den Pranger stellte, war kein anderer als «Cell Phone 2».

Möglich aber auch, dass Fan Bingbing als das Gesicht des chinesischen Showbusiness zum Sündenbock wurde. Schon länger wird

der Kommunistischen Partei (KPCh) der Einfluss der bejubelten Filmstars zu mächtig. Die KPCh duldet keine Nebenbuhler. Und stürzt man einen Megastar wie Fan Bingbing, schreckt man andere Berühmtheiten gleich mit ab. Vielleicht hat die Führung an dem glamourösen Megastar ein Exempel statuiert, getreu dem alten chinesischen Sprichwort «Töte das Hühnchen, um den Affen zu schrecken».

Die schöne Fan stritt alles ab. Sie sprach von Verleumdung und Rufmord und drohte mit ihren Anwälten, doch ihre weisse Weste war beschmutzt. Die Parteizeitungen griffen den Fall auf: Der publik gewordene Yin-Yang-

Inbrünstig hatte sie erklärt: «Um ein guter Schauspieler zu sein, muss man ein guter Mensch sein.»

Vertrag sei wohl nur «die Spitze des Eisbergs», schrieb die *Volkszeitung*. Man werde künftig Steuerbetrug viel schärfer bestrafen. Durch den Skandal gerieten die chinesischen Behörden in Zugzwang und schalteten sich ein. Seitdem ist es still geworden um Fan Bingbing.

«Soziale Vorbildrolle»

Nun häufen sich die Gerüchte: Inhaftierung oder Hausarrest? Ausreiseverbot für sie und ihren Bruder, hiess es kurz, dann wurde die Nachricht wieder vom Netz genommen. Das Hongkonger Boulevardblatt *Apple Daily* vermutete Fan Bingbing auf Asylsuche in Los Angeles. Dann die Meldung im staatlichen Magazin *Securities Daily*: Der Filmstar sei «unter Kontrolle und werde die juristische Entscheidung akzeptieren». Eine taiwanische Website ging gar noch weiter, zitierte eine anonyme Quelle aus Peking: Fan Bingbing sei noch im Gefängnis, und «es sei wirklich tra-

gisch und sie würde da nicht mehr rauskommen». Der Bericht verbreitete sich in den sozialen Medien sofort viral, wurde aber ebenfalls schnell vom Netz genommen.

Was wirklich passiert ist, wo sich Fan aufhält und welche juristischen Konsequenzen der Skandal für die Schauspielerin haben wird, bleibt ein Rätsel. Sie wurde bereits aus den Werbekampagnen ihrer kommenden Filme entfernt.

Dabei war gerade sie eine Schauspielerin, die sich stets wie ein Fisch im Wasser der politischen Strömungen Chinas bewegte – sonst wäre sie wohl nie so schnell und so hoch aufgestiegen. Als die Film- und Rundfunkzensurbehörde vor drei Jahren ihren «Kodex für professionelle Ethik und Selbstdisziplin» für Stars einführte, hatte Fan Bingbing eine Rede gehalten und inbrünstig erklärt: «Um ein guter Schauspieler zu sein, muss man zuerst ein guter Mensch sein.» Also «gesetzestreu» leben und für «Wahrheit, Güte und Schönheit» einstehen. Über ihre «Güte» und «Schönheit» spricht inzwischen keiner mehr, nur noch über ihre Steuererklärung.

Chinas Regierung ist nicht bekannt für ihre Transparenz. Abgesehen von Gerüchten wird man wohl erst wieder solide Nachrichten über Fan Bingbing hören, wenn ihr Fall hinter verschlossenen Türen geklärt ist, wenn sie gar ihre Steuern bezahlt und eine öffentliche Erklärung voller Reue abgegeben hat.

Inzwischen veröffentlichten die Behörden einen Report von Wissenschaftlern der Chinesischen Akademie für Sozialwissenschaften über die «soziale Verantwortung» der nationalen Berühmtheiten. Hundert Schauspieler, Sänger und VIPs wurden aufgelistet und aufgrund ihrer «sozialen Vorbildrolle» oder ihrem «negativen Einfluss» beurteilt. Fan Bingbing landete auf dem letzten Platz. Ihr Wert: null Prozent.

Andere machen Tagungen... ..wir machen CONFERTAINMENT!

- ✓ 30 Räumlichkeiten: von 26 bis 3.000 qm für 10 bis 5.000 Personen
- ✓ Insgesamt mehr als 13.000 qm Veranstaltungsfläche in themenorientiertem Ambiente
- ✓ 950 Zimmer und Suiten in den fünf Vier-Sterne- und Vier-Sterne-Superior-Hotels des Europa-Park
- ✓ Kompetente Beratung, Organisation und Service, persönliche Eventbetreuung

Europa-Park-Str. 2 · D-77977 Rust
Tel. +49 7822 77-14400
Fax +49 7822 77-14405

EUROPA PARK
CONFERTAINMENT

confertainment@europapark.de
confertainment.de
europapark.de

© Mack INTERNATIONAL

Personenkontrolle

Cassis, Addor, Eichenberger, Bertschy, Theleweit, Gernet, Bieger, Rüegg-Stürm, Dubs, De Schepper, Kälin, Meyer, Steinmeier, Keller, Constantin, Jacobacci, Yakin, Schlegel

Ignazio Cassis, Motivator, verleiht der Italianità in Bundesbern Flügel. Diese Woche feierte die neue Tessiner Vereinigung Arsibe im Parlamentsgebäude ihre Entstehung. Als Gäste geladen waren neben Aussenminister Cassis auch die Tessiner Parlamentarier und weitere Prominenz aus dem Südkanton. Ziel des Klubs: ein berufliches Netzwerk für die italienische Schweiz zu schaffen und Karrieren von Tessinern in Bern zu fördern. Auch die oft vernachlässigte Amtssprache Italienisch soll wieder mehr Gewicht erhalten. So wurde Cassis darauf aufmerksam gemacht, dass der Anrufbeantworter des Schweizer Generalkonsulats in Mailand seine Ansage nicht auf Italienisch mache, sondern einzig auf Englisch. Der Aussenminister versprach Abhilfe. (*fon*)

Jean-Luc Addor, Schütze, hat sein Pulver bei der Debatte zur Übernahme der EU-Waffenrichtlinie vergeblich verschossen. Er wollte das umstrittene Geschäft von der Traktandenliste des Nationalrates streichen lassen. Das Resultat der Abstimmung gibt indessen Rätsel auf, denn nur 59 Nationalräte stimmten für den Antrag des SVP-Manns. Dabei hatten 92 Parlamentarier eine Motion mitunterzeichnet, die das Gleiche verlangte. Wo waren bloss die 33 fehlenden Stimmen verblieben? Ein Blick ins Abstimmungsprotokoll zeigt: Einzelne wie **Corina Eichenberger** (FDP) haben die Seite gewechselt, andere, darunter ein paar Politiker aus Addors Fraktion, fehlten bei der Abstimmung. Womit jedoch nicht gesagt sein soll, dass diese den Addor-Antrag zum Schiessen fanden. (*hmo*)

Kathrin Bertschy, grünliberale Nationalrätin und Männerdeuterin, ist nächsten Mittwoch Gesprächsgast am Raiffeisen-Forum, einer von der Genossenschaftsbank finanzierten Lobby-Plattform in Bern. Thema der Veranstaltung: «Junge Männer. Welche Zukunft haben sie?» Neben Bertschy, die als Co-Präsidentin der Frauendachorganisation Alliance F geladen ist, diskutiert der Soziologe **Klaus Theleweit**, ein Alt-68er mit Jahrgang 1942, über die Sinnkrise junger Männer. Die Einführung hält **Hilmar Gernet**, Leiter Politik und Kommunikation der Raiffeisen, den man mit seinen 57



Verschoss Pulver: Protell-Präsident Addor.



Verleiht Flügel: Bundesrat Cassis.



Quidproquo: Publizist Meyer.



Männerzukunft: Nationalrätin Bertschy.



Rochade: FC-Sion-Präsident Constantin.

Jahren auch nicht mehr als ganz tauffrisch bezeichnen kann. Damit lässt sich schon im Voraus ein erstes Fazit ziehen: Die jungen Männer haben zu ihrer Zukunft an diesem Abend selber nichts zu vermelden. (*kep*)

Thomas Bieger, Wirtschaftsprofessor, bekommt einen Tolggen im Reinheft. Der Rektor der Universität St. Gallen ist seit 2006 Verwaltungsratspräsident der börsenkotierten Jungfraubahnen. Jetzt rügt die Eidgenössische Finanzmarktaufsicht (Finma) das Unternehmen, weil es in den Jahren 2014, 2015 und 2016 per Jahresende eigene Aktien im grossen Stil verkauft hat, um «für einen gezielten Kursrückgang zu sorgen». Das berichtet die *Basler Zeitung* am Mittwoch. Die Neuigkeit über die Kursmanipulation kommt zur Unzeit, prüft doch Rektor Bieger momentan Konsequenzen des Falles **Johannes Rüegg-Stürm** für die Nebentätigkeit von HSG-Professoren. Unter dem müden Auge von Biegers Professorenkollege Rüegg-Stürm als VR-Präsident hatte sich der Raiffeisen-Skandal zusammengebraut. Etwas früher waren

dem ehemaligen HSG-Rektor **Rolf Dubs** die Zügel beim Hochalpinen Institut in Ftan entglitten. HSG, quo vadis? (*fsc*)

Werner De Schepper, Überraschungsgast, tauchte Ende letzter Woche im Bundeshaus auf. Im legeren Freizeitlook trug er das knapp drei Monate alte Söhnchen **Elija Jon** in einer blauen Baby-Tragetasche durch die Wandelhalle, wo er der Mutter des Kindes, seiner Gattin **Irène Kälin** (Nationalrätin Grüne), einen Sessionsbesuch abstattete. Der Co-Chefredaktor der *Schweizer Illustrierten* war Ende 2017 in die Bredouille gekommen, weil er Mitarbeiterinnen sexuell unter Druck gesetzt haben soll. Die Affäre ist verfliegen und De Schepper ist sichtlich auf Kurs mit seiner Neuerfindung als moderner Familienvater. (*fsc*)

Frank A. Meyer, Ringier-Citoyen, ist in Berlin mit dem deutschen Bundesverdienstkreuz am Bande geehrt worden. «FAMtastisch», jubelte der *Blick*. Und weiter: «Der Entscheid für die Verleihung lag beim deutschen Bundespräsidenten **Frank-Walter**

Steinmeier persönlich.» Was das Ringier-Blatt nicht schrieb: Vor zwei Jahren hat Meyer Steinmeier ausgezeichnet. Der Schweizer Publizist überreichte 2016 am Filmfestival Locarno dem damaligen deutschen Außenminister den mit 50 000 Euro dotierten «Europapreis für politische Kultur». «Frank ist ein guter Mensch», sagte Meyer damals bei der Laudatio. Ein guter Mensch, so lernen wir, revanchiert sich bei seinen Freunden. (rb)

Gottlieb Andrea Keller, Freund von Walliser Kampfkühen, wird von der *Weltwoche* ungern fälschlicherweise zu früh in Pension geschickt. Im Artikel über den Verein Ostschweizer Freunde der Eringerrasse, dem auch einige gegenwärtige und frühere Mandatsträger der SVP angehören, wurde der freisinnige Vereinspräsident Keller als «früheres» Mitglied des obersten Roche-Managements bezeichnet. Dem ist aber nicht so. Keller sei immer noch Mitglied der Roche-Konzernleitung und werde dies über das Pensionsalter hinaus bleiben, lässt er die *Weltwoche* wissen. Auch bleibe er weiterhin im Vorstand von Swissholdings und als Vizepräsident der Handelskammer Deutschland-Schweiz aktiv – und natürlich auch als Präsident der Freunde der Eringerrasse. Dann gibt es noch eine Präzisierung, auf die Keller besonderen Wert legt: Seine Liebe zu Kühen sei nicht politisch. (hmo)

Christian Constantin, Allrounder, dreht abermals am Trainerkarussell: Trainer **Maurizio Jacobacci** wird vom Walliser Schleudersitz gespickt. **Murat Yakin** soll es richten. Statt trainieren habe ein lustiger Betriebsausflug den gereizten FC Sion-Präsidenten zur Rochade bewogen: Paintball und Fondue hätten die Mannschaft zusammenschweissen sollen. «Völliger Quatsch», meint Constantin. Es existiere zwar kein unfehlbarer Trainer, relativiert er gegenüber dem *Blick*. Dass er aber am liebsten selbst Präsidium und Trainerstuhl in Personalunion bekleidete, zeigen Constantins Interimseinsätze 2008, 2009 und 2016. Weiter könnte sich Constantin, einstiger Goalie der obersten Schweizer Spielklasse, zwischen den Pforten platzieren. Einzige Frage: Taugt das Universalgenie auch als Torgarant? (zr)

Paul Schlegel, Finanzjongleur, taumelt weiter. Der ehemalige St. Galler Kantonsratspräsident und FDP-Nationalratskandidat gab nach einer *Weltwoche*-Recherche zu seinem Geschäftsgebaren vor drei Jahren sämtliche politischen Ämter ab. Nun meldet die Lokalpresse, dass über zwei Firmen Schlegels der Konkurs eröffnet worden ist. Der muntere Mischler will aber nicht aufgeben: Die verbliebenen Unternehmungen hat er umbenannt. Ob die neue Verpackung auch einen neuen, sprich: geschäftlich sauberen Inhalt garantiert, wird sich weisen. (gut)

Nachruf



Zwischen zwei Dianan: Kunsthändler Hoare.

Oliver Reginald Hoare (1945–2018) — Er war eine Grösse im internationalen Kunsthandel, seine Spezialität waren Werke islamischer Provenienz. Vor allem aber machte sich Oliver Hoare einen Namen als angeblicher Liebhaber von Lady Diana, der Prinzessin von Wales, in den frühen neunziger Jahren, sie war damals mit dem Thronfolger Prinz Charles verheiratet.

Diana soll sich dermassen in Hoare verguckt haben, dass sie ihn mit Telefonanrufen eingedeckt haben soll, nachdem er sich von ihr lossagen wollte.

Hoare war Vater von drei Kindern und mit Diane von Waldner de Freundstein verheiratet, die ihrerseits nicht von schlechten Eltern aus dem elsässischen Kleinadel stammte. Ihre Mutter war eine enge Freun-

din der Mutter von Queen Elizabeth II gewesen.

Was immer geschehen ist: Bei Lichte betrachtet, sind sich Hoare und Diana zumindest nähergekommen. Das ist insofern ziemlich bemerkenswert, als der Galan ein Freund von Prinz Charles war, wobei dieser mit Camilla damals anderweitig beschäftigt war.

Nun ist es ungerecht, ein Leben auf eine Affäre zu reduzieren. Zumal Oliver Hoare auf seinem Gebiet tatsächlich eine Koryphäe war, obgleich er eher zufällig zu seinem Spezialgebiet kam: Er arbeitete nach seiner Ausbildung an der Sorbonne 1967 beim Auktionshaus Christie's. Dort entdeckte er die islamische Kunst im doppelten Sinn des Wortes. In einem Lagerraum fand er wertvolle Objekte, die dort vergessen gegangen waren, und konnte sie erfolgreich versteigern. Ein paar Jahre später eröffnete er eine eigene Galerie und fand die Aufmerksamkeit der Hautevolee. Einen Coup landete Hoare 1994, als die Zeloten der Islamischen Republik «Woman III», das Bild einer üppigen Nackten des amerikanischen Künstlers Willem de Kooning, loswerden wollten. Hoare war an dem erfolgreichen Eintausch gegen ein persisches Manuskript aus dem 16. Jahrhundert beteiligt, das aus einer westlichen Sammlung stammte. Bei dieser Art von Geschäften sind den Beteiligten Schlagzeilen auf dem Boulevard indes wenig dienlich. So gesehen, ist anzunehmen, dass Hoare in späteren Jahren nicht mehr ganz glücklich über seine Zeit mit Diana war. *Rolf Hürzeler*



«Ich will auch später
mein Leben selbst
in die Hand nehmen.»

Vera Last
Leiterin Financial
Accounting
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben





Elfmeter aufs eigene Tor: Maurer.

Bundeshaus

Der halbe SVP-Bundesrat

Von Hubert Mooser — Der Streit um die «Steuervorlage 17» hat Finanzminister Ueli Maurer und die SVP-Fraktion entzweit. Maurer unterstütze eine undemokratische Vorlage und habe sich vor den Karren der internationalistischen Linken spannen lassen, heisst es in seiner Partei.

Es ist Dienstagnachmittag, die Herbstsession hat eben erst begonnen, als im Fraktionszimmer der SVP im Bundeshaus die Verhältnisse ins Rutschen kommen. Die «Steuervorlage 17» ist traktantiert, über die am darauffolgenden Tag im Nationalrat beraten wird. Die SVP lehnt die Verknüpfung der Vorlage mit der Sanierung der AHV ab. Sie verlangt Nachbesserungen und eine Aufspaltung in zwei separate Geschäfte. Auch Finanzminister Ueli Maurer ist gekommen und will seine Fraktion vom Gegenteil überzeugen.

Aber das Klima ist etwas unterkühlt, die Beziehung zwischen Fraktions Spitze und dem Bundesrat ist seit der Sitzung der wirtschaftspolitischen Kommission Anfang September belastet. Der vom Ständerat beschlossene «Kuhhandel», wie der AHV-Steuer-Deal im Berner Politjargon despektierlich umschrie-



ben wird, passierte die Hürde der Kommission bloss mit hauchdünner Mehrheit. Verärgert über das Verhalten seiner SVP, war Maurer danach wutentbrannt davongestampft.

Mit routinierter Höflichkeit verteidigte er dann aber vor der Fraktion das umstrittene Steuerpaket. Die Vorlage sei wichtig und gut für die Schweiz, sagte Maurer. Sie sei ein guter Kompromiss. Doch dann warf einer den Satz in die Runde: «Ueli, du warst ein guter Parteipräsident. Hättest du einer solchen Vorlage zugestimmt?» Alle erwarteten, dass Maurer sagen würde: «Ich hätte das Paket abgelehnt.» Aber der Finanzminister antwortete stattdessen: Er habe immer im Interesse der Schweiz gehandelt – in diesem Falle bedeute dies Zustimmung. Tags darauf brachte der *Blick* die Aussage auf den Punkt: Der Finanzminister habe in der Fraktion gesagt, wer gegen das Steuerpaket sei, schade dem Land.

Jetzt war Feuer im Dach. Die Position der auf die Schweiz zentrierten SVP sollte schlecht für die Schweiz sein? Maurers Aussage hörte sich für die Mitglieder der Fraktion an, als hätte der Papst den Klerikern zu verstehen gegeben, sie würden mit ihren Gebeten der Kirche schaden. Oder in einem anderen Bild: Maurer hatte mit seiner unglücklichen Aussage den Ball auf den Elfmeterpunkt gesetzt, vor dem eigenen Tor. Und nun trat Fraktionschef Thomas Aeschi scharf dagegen. Er habe Verständnis, dass Maurer als Bundesrat nicht die gleiche Rolle spielen könne wie die Partei. Er hätte sich jedoch mehr Verständnis für die Position der Partei gewünscht, dass sie diesen SP-CVP-FDP-Hinterzimmer-Deal entschieden ablehnen müsse, kritisierte Aeschi den eigenen Bundesrat.

Selbst eher zurückhaltende Nationalräte wie der Luzerner Finanzpolitiker Franz Grüter «bedauern», dass Ueli Maurer die Frage der

Verknüpfung zweier komplett artfremder Fragen an das Volk ausblendete. «Die AHV-Zuschüsse mit einer Steuervorlage zu verknüpfen, ohne zu beiden Fragen geteilt Stellung nehmen zu können, ist zutiefst undemokratisch und störend», so Grüter. Er hat noch andere Schwachstellen der Vorlage ausgemacht: «So besteht zum Beispiel für elf Kantone ein steuerliches Negativanreizsystem, das dazu führen wird, dass neue Steuereinnahmen von Unternehmen den Finanzausgleich derart abschwächen, dass es sich gar nicht mehr lohnt, neues Steuersubstrat in einen Kanton zu holen.»

Der Aargauer Nationalrat Andreas Glarner sagt: «Beim Steuerdeal spricht Maurer halt loyal als Bundesrat. Wäre er noch Parteipräsident, hätte er jedoch einen solchen Bundesrat sicher gemassregelt.» Für den Solothurner SVP-Jungstar Christian Imark steht fest: «Mit den Lohnabzügen bei der AHV zahlt erneut die jüngere Generation den Preis für diese Reform.» Andere gehen mit Maurer noch schärfer ins Gericht, wollen aber ihren Namen nicht in der Zeitung lesen. Der Finanzminister, so deren Meinung, habe sich gegenüber Partei und Fraktion entfremdet. Maurer habe sich von der OECD und der EU Gesetze aufzwingen und sich vor den Karren der internationalistischen Linken spannen lassen.

Einmaliger Erfolg für die Linke

«Die Vorlage hat aber nicht Maurer verbrochen, sondern der Ständerat», sagt SVP-Wirtschaftspolitiker Thomas Matter. Das war im Juni 2018. Die Kleine Kammer zimmerte damals aus den zwei an der Urne gescheiterten Grossprojekten Altersreform 2020 und Unternehmenssteuerreform III ein einziges Paket, den AHV-Steuer-Deal. Für jeden Franken, den Unternehmen an Steuern sparen, solle ein Franken in die AHV fliessen, so der Handel. Damit wollte der Ständerat die Akzeptanz der Vorlage bei den Stimmbürgern erhöhen. Maurers ursprüngliches Projekt wurde komplett verändert.

Unerklärlich ist für die SVP-Fraktion aber bis heute, mit welchem Eifer der Finanzminister die veränderte Vorlage vertrat. Er machte sie zu seinem Anliegen. Warf sich Maurer deshalb so ins Zeug, weil er als Bundesrat unbedingt noch ein wichtiges Geschäft heil über die Runden bringen will, wie Fraktionsmitglieder vermuten? Die zwei wichtigsten Abstimmungen seiner Karriere als Bundesrat hat Maurer verloren: Als Verteidigungsminister stürzte er im Mai 2014 mit der Beschaffung des Kampfflugzeuges Gripen an der Urne ab. Als Finanzminister scheiterte er 2017 mit der Unternehmenssteuerreform III. Die Steuerreform 17 ist der Plan B.

Oder war es der Druck im Bundesrat? Vor der Debatte im Nationalrat, als man nicht sicher war, ob das Paket eine Mehrheit finden würde,



Mehr Verständnis: Fraktionschef Aeschi.



Kultur der SVP: Parteichef Rösti.

fanden einzelne Bundesräte, Maurer tue im Vergleich zu SVP-Bundesrat Guy Parmelin, der die welschen SVP-Nationalräte auf Kurs trimmte, zu wenig, um den Kompromiss ins Trockene zu bringen.

Im Nationalrat war von Zurückhaltung bei Maurer nichts zu spüren. Einwände seiner Parteikollegen, die ihn während der neunstündigen Debatte auf einen von ihm selber verharmlosten Schönheitsfehler aufmerksam machten – dass nämlich diese «unglückselige Steuervorlage» einzig und allein auf Druck des Auslandes, der OECD und der EU, zustande gekommen sei –, putzte er mit flapsigen Sprüchen ab: «Das ist keine unglückselige Vorlage. Das ist eine selige Vorlage.» Gelächter im Saal, verärgerte Gesichter bei der SVP. Nicht besser erging es SVP-Nationalrat Matter. Er verlangte die Rückweisung der Vorlage an die Kommission und die Aufspaltung in zwei separate Geschäfte, also in einen Steuer- und einen AHV-Teil. Fast genervt gab ihm Maurer zu verstehen, das habe man wieder und wieder besprochen. Man könne das jetzt wieder versuchen, «aber bis jetzt waren alle demokratischen Entscheide dagegen». Punkt. Schluss.

Maurer habe kompromisslos für den wohl wichtigsten Kompromiss in seiner Bundesratslaufbahn gekämpft und seiner Partei dabei Paroli geboten, lobte der staatsgläubige *Blick*

den Finanzminister, nachdem der Nationalrat die Vorlage deutlicher angenommen hatte als erwartet. Aber es ist trotzdem nicht Maurers Sieg, es ist ein Sieg der Linken. Jedenfalls jubelte SP-Präsident Christian Levrat vier Tage später in der *NZZ am Sonntag*: «Wir erhalten eine AHV-Sanierung ohne Leistungsabbau. Dieses Ziel verfolgen wir seit über vierzig Jahren. Es ist ein einmaliger Erfolg.»

Für Maurer ist das Hin und Her um die Steuervorlage dagegen ein persönliches Waterloo. Das weiss er auch selber. Er hat sich mit seiner Fraktion heillos verkracht. Gegenüber der *Weltwoche* will er dazu nichts sagen. Von seinem obersten Verlautbarungsorgan, Peter Minder, lässt er ausrichten: Die Fragen betreffen entweder parteiinterne Themen oder vertrauliche personelle Angelegenheiten. Dazu könne man keine Stellung nehmen. Aber im Siebnergremium ist Maurer leutseliger: Als ihm die anderen Bundesräte am Freitag anlässlich der Bundesratssitzung zu seinem Sieg bei der Steuervorlage gratulieren wollten, liess er durchblicken, dass er sich deswegen mit Fraktionschef Thomas Aeschi und einem Teil der Fraktion überworfen habe. Unter der Maske der Gleichgültigkeit ist der SVP-Bundesrat ein empfindlicher Mensch, den der Streit wohl mehr belastet, als er zugibt.

Widmer-Schlumpf-Getreue

SVP-Parteipräsident Albert Rösti, der in der Partei um Ausgleich bemüht ist, versucht den Ball flach zu halten. Es gehöre zur Kultur der SVP, dass zwischen der Rolle eines Bundesrats, der im Namen der Gesamregierung agiere, und jener der Fraktion unterschieden werden könne. Aber Maurer macht es auch seinen Fürsprechern nicht einfach. Als Parteichef geisselte er regelmässig Vorgänger Samuel Schmid (später BDP) wegen dessen

VALUES WORTH SHARING

«Unsere Familie investiert langfristig – seit 1136.»

S.D. Prinz Philipp von und zu Liechtenstein, LGT Chairman seit 1990



Private Banking

lgt.ch/values

Personalpolitik. Schmid, so Maurer damals sinnigemäss, habe stets Gründe gefunden, keinen aus der SVP in seine Nähe zu lassen. Aber Maurer tut nun das Gleiche – und stösst damit seine Parteileute wiederholt vor den Kopf, wie auch letzte Woche. Als sei bei der Steuervorlage nicht schon genug Geschirr zerschlagen worden, setzte Maurer am Freitag im Bundesrat mit einer Personalie noch eins drauf.

Der amtierende Präsident der Schweizerischen Nationalbank (SNB), der Neuenburger Sozialist Jean Studer, tritt auf Ende April zurück. Zur designierten Nachfolgerin hat der Bundesrat die Bündner Finanzdirektorin Barbara Janom Steiner gemacht – auf Antrag von Finanzminister Ueli Maurer, wie Eingeweihte bestätigen. Maurer habe zwar auch den Zürcher SVP-Regierungsrat Ernst Stocker angefragt, der habe jedoch abgesagt. Finanzpolitiker Thomas Matter verwirft trotzdem die

«Ausgerechnet Janom Steiner, die Busenfreundin von Eveline Widmer-Schlumpf.»

Hände: «Ausgerechnet Janom Steiner, die Busenfreundin von Eveline Widmer-Schlumpf.» Die künftige SNB-Präsidentin ist tatsächlich eine enge Wegbegleiterin der früheren Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf, sie sekundierte diese bei der Abwahl von SVP-Bundesrat Christoph Blocher 2007. In einem Interview berichtete Janom Steiner sogar euphorisch über die «einschneidende Erinnerung» an die Wahl von Eveline Widmer-Schlumpf, «als wir im Dezember 2007 zusammen im Zug von Chur nach Bern fuhren». Nach dem Rücktritt von Widmer-Schlumpf 2015 gab Janom Steiner zu Protokoll, sie sehe bei der SVP keine valablen Kandidaten.

Kurzum: Die Wahl ist so etwas wie ein Affront an die Adresse der SVP-Spitze. «Die Nomination einer Vertreterin einer Kleinstpartei in das SNB-Präsidium ist schlicht nicht nachvollziehbar», sagt Parteipräsident Röstli. Nachvollziehen kann dies auch SVP-Nationalrat Adrian Amstutz nicht, einer, der sonst gut kann mit Maurer. Andreas Glarner sagt es etwas direkter: «Die Dame ist für dieses Amt schlicht weder fähig noch sonst irgendwie geeignet.» Der Luzerner Grüter hat grundsätzlichere Vorbehalte: Die SNB müsse aus seiner Sicht möglichst unabhängig und eigenständig funktionieren können. «Sie sollte auf keinen Fall verpolitisiert werden. Insofern halte ich die Besetzung des Präsidiums mit einer Politikerin als wenig sensibel.»

Sicher ist: Es war kein Betriebsunfall. Die Beförderung von Widmer-Schlumpf-Gefährten in höhere Sphären der Bundesverwaltung hat unter SVP-Bundesrat Ueli Maurer im Finanz-



Aufspaltung: Finanzpolitiker Matter.



«Halt loyal»: SVP-Asyl-Chef Glarner.

departement beinahe System. Als der Staatssekretär für internationale Finanzfragen, Jacques de Watteville, 2016 in Pension ging, ersetzte ihn Maurer nicht etwa durch einen parteinahen Nachfolger. Neuer Staatssekretär wurde der frühere enge Mitarbeiter von Widmer-Schlumpf, Jörg Gasser. Im Juni des gleichen Jahres beförderte er die persönliche Mitarbeiterin von Widmer-Schlumpf, Rahel von Kaenel, zur Generalsekretärin des Finanzdepartementes, einer der einflussreichsten Jobs in der Berner Verwaltung.

Maurer ignorierte auch die Einwände seiner Kollegen betreffend Serge Gaillard, den Chef der Eidgenössischen Finanzverwaltung. Der frühere Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes war von Widmer-Schlumpf auf diese Schlüsselposition der Verwaltung gehiebt worden. Maurer belies ihn bis heute auf diesem Posten.

«Ueli ist wie guter Cognac»

Da hat sich einiges an Klärungsbedarf angestaut, und dabei schien es, als hätte Maurer nach dem Wechsel vom Verteidigungs- ins Finanzdepartement den Rank mit seiner Partei gefunden. Die verlorene Abstimmung über den Kampfjet Gripen, das wichtigste Geschäft in seiner Ära als Verteidigungsminister, war vergessen und gegessen, obwohl die

Niederlage Maurer persönlich stark belastete und sein Verhältnis zur Partei zeitweilig eintrübte. Als Finanzminister war Maurer plötzlich ein anderer Mensch, wirkte entspannter. «Ueli ist wie guter Cognac – je älter, desto besser», fand Adrian Amstutz. Selbstverständlich blieb Maurer auch im Finanzdepartement von Kritik aus den eigenen Reihen nicht verschont – wegen der Auswahl bei seinem Spitzenpersonal zum Beispiel, aber auch wegen seiner kompromissbereiten Haltung in Fragen des Bankgeheimnisses, das mittlerweile auch gegenüber rechtsstaatlich problematischen Ländern aufgehoben wurde. Aber auch wegen der verpatzten Unternehmenssteuerreform III.

Dennoch ertönte in den letzten Monaten aus der Partei nur Gutes und Schönes über die Amtsführung von Ueli Maurer. Selbst alt Bundesrat Christoph Blocher würdigte seine Arbeit wiederholt, speziell in Sachen Unternehmenssteuerreform und Börsenäquivalenz, wo Maurer das Problem «auf eigene Faust und ohne EU» lösen wolle. Die Parteioberen bekneten Maurer sogar, bei den Bundesratswahlen 2019 noch einmal anzutreten. Er sei für die SVP und das bürgerliche Lager unverzichtbar, hiess es bei der SVP. Im Falle seines Rücktritts am Ende der Legislatur drohe sonst der Verlust des wichtigen Finanzressorts.

SP-Bundesrat Alain Berset liebäugelte mit dem Finanzdepartement, seit er mit seinem Grossprojekt Altersvorsorge 2020 Schiffbruch erlitten habe. Die gefürchtete Rochade sei am einfachsten mit einem Verbleib von Maurer über 2019 hinaus zu verhindern. Der vielgeschmähte Maurer plötzlich als Hoffnungsträger des bürgerlichen Lagers? Er selber beantwortete Fragen nach seinem Rücktritt bisher immer mit dem Spruch: Er werde sicher am Ende einer Legislatur zurücktreten. Offen sei nur, ob 2023, 2027 oder 2031.

Im kommenden Jahr wird Maurer zum zweiten Mal Bundespräsident und darf den neuen Bundesratsjet einfliegen, den er in seinem ersten Präsidialjahr bei den Pilatuswerken orderte. Mit dem Referendum gegen die Steuervorlage 17 steht ihm gleichzeitig ein schwieriger Abstimmungskampf bevor, den er gegen die eigene Partei bestreiten muss. Seine Parteileute sagen ihm bereits eine eklatante Niederlage voraus. Und danach?

Maurer werde mit grosser Wahrscheinlichkeit dem Pflichterfüllungsprogramm der SVP, also einer erneuten Bundesratskandidatur im Dezember 2019, eine Absage erteilen, sagen Kreise, die viel mit dem Finanzminister zu tun haben. Aber das will nichts bedeuten. Schliesslich hat Maurer wenige Wochen vor seiner Bundesratswahl gesagt, er wolle nicht Bundesrat werden. Dass er einmal selber ein halber SVP-Bundesrat werden könnte, wie das von Samuel Schmid gesagt wurde, hat er sich wohl nicht träumen lassen.

In der Pensionskasse Millionärin? Aber wie lange reicht das?

Welchen Einfluss Steuern, Inflation und Zinsentwicklungen haben können.
Und **wie Sie heute schon optimieren**, über was Sie morgen verfügen.

Führend für Vorsorgeplanung

ubs.com/vorsorgeplanung

Erstklassig
in Beratung und
Umsetzung





Grosse Nervosität unter westlichen Eliten: russischer Präsident Putin.

Essay der Woche

Ist die Demokratie in der Krise? Mitnichten!

Von Walter Russell Mead — Das 21. Jahrhundert ist vieles, aber mit Sicherheit kein Frühling der Autokraten.

In einer Zeit, in der der türkische Autokrat Recep Tayyip Erdogan die «ausländische Zinslobby» für die Wirtschaftskrise seines Landes verantwortlich macht, der nicaraguanische Diktator Ortega gegen das eigene Volk vorgeht und das sozialistische Venezuela immer tiefer im Chaos versinkt, ist erstaunlich oft von einer «Krise der Demokratie» zu hören. Noch erstaunlicher ist, wie viele Leute die Krise in Russland, wo Wladimir Putin wegen selbstverschuldeter ökonomischer Probleme eine extrem unpopuläre Rentenreform angeordnet hat, auf russisches Machtstreben zurückführen.

Professionelle Bedenkenräger

Zugegeben, es ist nicht von der Hand zu weisen, dass konsensorientierte politische Systeme nicht sonderlich gut funktionieren.

Denken wir nur an die Zunahme von Extremismus und Antisemitismus in der britischen Labour Party, an den Zusammenbruch der politischen Mitte im skandalgeschüttelten Brasilien, an Viktor Orbáns Bestrebungen, Ungarn zu einer «illiberalen Demokratie» umzuformen, und an die disruptive und pola-

In der Welt ist eine Kraft am Werk, die ungleich mächtiger ist als russische Hacker.

risierende Präsidentschaft von Donald Trump. Gemäss einer Studie der NGO Freedom House haben sich seit 2006 die bürgerlichen Freiheiten und politischen Rechte ganz allgemein in 113 Staaten verschlechtert und nur in 62 verbessert. Aber die Probleme autoritärer Staa-

ten sind oft viel schwerwiegender als die Krisen, die den professionellen Bedenkenrägern im liberalen Westen Sorgen bereiten. Es gibt keine Krisen in der demokratischen Welt, die dem wirtschaftlichen Kollaps im Iran gleichkämen, den unmenschlichen Verhältnissen in Syrien oder dem Chaos in der Demokratischen Republik Kongo, wo der Kampf gegen die Ebola-Epidemie von bewaffneten Milizen behindert wird.

Selbst China, das gern als Musterbeispiel des neuen Autoritarismus bezeichnet wird, steht in zentralen Aspekten des Regierungshandelns schlecht da. Die Zensoren löschen Darstellungen von «Pu der Bär» im Internet, da der Bär von sehr geringem Verstand eine gewisse Ähnlichkeit mit Staatschef Xi Jinping aufweisen soll. Aber in viel wichtigeren Bereichen scheint der Staat gelähmt zu sein.

Die chinesischen Politiker wissen, dass ihr Land unter massiven Überinvestitionen im Bausektor und in der Industrie leidet, dass es im Immobilienmarkt eine Blase gibt, neben der sich die niederländische Tulpenmanie geradezu moderat ausnimmt, dass die offiziellen Schulden und die Schulden im Schattenbankensystem zu hoch sind und zu rasch ansteigen. Die Kommunistische Partei ist allmächtig und unterdrückt jedwede Op-

Länder, deren Institutionen und Werte gefestigt sind, werden den Sturm überdauern.

position, aber wenn es um die kostspielige und schwierige Arbeit geht, Chinas wirtschaftliche Entwicklung auf einen nachhaltigen Kurs zu bringen, zaudert sie. Zwar versucht der Staat, einige der Probleme in den Griff zu bekommen, aber oft genug rudert er zurück, wenn Reformen zu schmerzhaften Einschnitten führen und mächtige Interessen ihnen entgegenstehen.

Demokratie als Fassade

Autoritäre Führer, die nicht die Autorität haben, die Wirtschaft neu zu strukturieren – das war nicht das, wofür der chinesische Kommunismus einst angetreten war. Weder China noch eine andere der grossen Diktaturen bieten ein Modell, das die Welt in jener Weise verändern kann, wie das die liberale Demokratie in den letzten zweihundert Jahren geschafft hat. Erdogans islamistische Demokratie ist reine Fassade, der chavistische Sozialismus produziert nur Hunger und Gewalt, die Saudis schicken sich an, ihre Erdöl-basierte Monarchie zu reformieren, bevor sie implodiert, und Kuba schmort im historischen Scheitern seines sozialistischen Projekts. Das 21. Jahrhundert ist vieles, aber mit Sicherheit kein Frühling der Autokraten.

Diejenigen, die sich um die Demokratie sorgen, denken vor allem an die Rolle, die autoritäre Staaten, namentlich Russland, bei der Destabilisierung schwacher Demokratien spielen. Der Kreml ist offensichtlich bemüht, seine aggressive Agenda auf fragwürdigen Wegen voranzubringen – und dass er unter westlichen Eliten eine grosse Nervosität erzeugt, beweist nur, dass seine Anstrengungen nicht völlig umsonst waren. Putin kann die Demokratie in anderen Ländern aber nicht zerstören, genauso wenig wie er einen wirtschaftlichen Aufschwung im eigenen Land herbeiführen kann.

In der Welt ist eine Kraft am Werk, die ungleich mächtiger ist als russische Hacker: die Wucht der kreativen Zerstörung, die unter dem Namen digitale Revolution bekannt ist. Von Alaska bis Aserbaidschan, von Pjöngjang bis Peru zerstört das Internet soziale und

ökonomische Strukturen, die Automatisierung transformiert das Wirtschaftsleben, und die sozialen Medien verändern Berichterstattung und Information. Demokratien und Diktaturen kämpfen gleichermaßen gegen die Auswirkungen eines der folgenschwersten und unberechenbarsten Ereignisse in der Geschichte.

Für die weitere Entwicklung der Demokratie kommt die digitale Revolution zu einem schlechten Zeitpunkt. Im ausgehenden 20. Jahrhundert entstanden zahlreiche neue Demokratien. Viele sind noch recht instabil. Länder, deren demokratische Institutionen und Werte gefestigt sind, werden den Sturm überdauern – so wie die britische und die amerikanische Demokratie die Wirtschaftskrise der 1930er Jahre überstanden haben. Länder mit schwachen Institutionen und turbulenter

Geschichte, die mit den neuen Kräften zu kämpfen haben, werden womöglich nicht so gut abschneiden.

Die eigentliche Frage ist nicht, ob der Kreml mit seinen verdeckten Operationen Demokratien untergraben kann. Die Frage ist vielmehr, ob demokratische Gesellschaften der durch die Digitalisierung freigesetzten Kräfte Herr werden und von den Erschütterungen, die mit ihr einhergehen, nicht überrollt werden. Putins aggressive Absichten zu ignorieren, wäre ein schwerer Fehler. Noch schlimmer wäre es, immer nur auf Russland zu starren und die grössere Herausforderung zu vernachlässigen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork
Der Artikel ist zuerst im *Wall Street Journal* erschienen.

Hilft die Hausapotheke oder der Hausarzt? myGuide hilft bei der Entscheidung.

myGuide. Immer, wenn du einen schnellen ersten Rat brauchst. myGuide wurde von Fachärzten und Medizininformatikern entwickelt und prüft deine Krankheitssymptome, um dich sicher und direkt zu einer fundierten Empfehlung zu führen. **Dein Gesundheitspartner. Ganz persönlich.**

Beratung in über 100 Agenturen,
per Telefon unter 0844 277 277 oder auf css.ch



Plötzlich allein zu Haus

Von Antje Joel und Masha Manapov (Illustration) — Der Tag kommt, an dem alle Kinder aus dem Haus sind. Es gibt nichts auf der Welt, was so absehbar ist. Und trotzdem so überraschend kommt.

Manchmal denke ich: «Das muss grossartig sein!» Nicht mehr für so und so viele Personen das Geld verdienen zu müssen. Nicht mehr Unmengen an Essen zu kaufen. Nie mehr ohne Unterlass hierhin und dahin fahren zu müssen. Oder dies und das mitzudenken und zu planen. Es muss fantastisch sein, eine Aufgabe ohne Unterbruch zu Ende zu führen. Einen Gedanken zu Ende zu denken. Ich sehe mich in einem strohbedeckten Häuschen im Grünen leben, bald, allzu bald. Vielleicht habe ich zwei Hunde. Zwei Pferde. Ein Gemüsegrätchen. Über allem anderen aber habe ich: Frieden. Stille. Zeit. Und dann wird mir die Kehle eng, das Herz rast, das Atmen fällt mir schwer, und ich denke: «Hilfe, wie soll ich das überleben!» Wenn auch das letzte Kind definitiv kein Kind mehr ist und nicht nur das Haus, das ginge ja noch, sondern vor allem auch mich verlässt!

Man liest ja immer wieder, wie sehr das selbst zwei Leute trifft: Elternpaare, die von heute auf morgen keine Eltern und Paare mehr sind. Nicht mehr in dem ihnen so lange vertrauten Sinne. Die sich nichts mehr zu sagen haben, solange es nicht etwas über die und bezüglich der Kinder ist, und darum fortan in schönster Zu-zweit-Einsamkeit auf ihrem Sofa seelisch verdorren. Was soll ich dann erst sagen (oder eben nicht)? Und zu wem? Ich bin seit insgesamt 34 Jahren Mutter – erst von einem, dann kontinuierlich von mehr Kindern. Seit fünfzehn Jahren alleinerziehend – erst von sechs, dann von kontinuierlich weniger Kindern. Zwei sind noch da. Für wie lange?

Ticket ohne Rückfahrt

Zuerst, vor vierzehn und zwölf Jahren, zogen meine ältesten Söhne aus. Dann, vor neun Jahren, meine älteste Tochter. Das war, auch wenn's Tränen (von mir) gab, alles noch irgendwie zu verkraften. Vielleicht, weil sie in der Nähe blieben. Oder: Weil ich noch nicht ganz kapiert hatte, dass das jetzt immer so weitergeht. Es also der Anfang vom Ende war. Dann passierte etwas: Meine Zweitälteste wurde selbst Mutter. Und fürs Erste kam der Kinderexodus nicht nur zu einem Halt. Es war sogar wieder ein Kind mehr im Haus. Die Dynamik zwischen uns Hinterbliebenen verschob sich. Mehr, wie soll man sagen, ins gereifte Kommunale. Das war toll. Es verleitetete nur (kurzfristig) zu dem Gefühl, unser Leben ginge jetzt immer so und gut weiter. Bis im vergangenen September auch mein



Wie ein Flug ins Nirgendwo.

jüngster Sohn auszog, nach England, um zu studieren.

Im Vorjahr war es um ein Haar schon mal so weit gewesen. Mein Sohn hatte den Studienplatz seiner Wahl ergattert, Biochemie an der Uni in Nottingham. Er war überglücklich. Suchte und fand ein Zimmer, bezahlte die Maklergebühren und die Kautions. Wir kauften jeder ein Ticket, er eins für hin, ich eins für hin und zurück. An einem Samstag früh um sieben flogen wir los. Am Montagabend spät, dem Tag, an dem er sich hätte einschreiben und sein Studentenleben hätte beginnen sollen, kehrten wir zusammen zurück. Was war geschehen? Nicht viel.

«Kind» mit Trennungsschmerz

Mein Kind, das seine Vorschulzeit mit den fünf Familienhunden in einer Höhle im Garten verbracht hatte, weil der Kindergarten, so erklärte er es damals seiner älteren Schwester, der Anfang allen Übels war («Denn nach dem Kindergarten musst du in die Schule. Und danach musst du arbeiten, arbeiten, arbeiten! Nee, das fang ich gar nicht erst an!»), das seine beiden letzten Schuljahre allein zu Hause studiert hatte und nur zu den Examen zurück in die Schule gegangen war, das niemals mit zum Einkaufen oder sonst wohin fuhr, weil es den Trubel der Stadt und das Sonstwohin generell verabscheute, hatte gleich am Samstag-

Nur meine Enkelin weinte ein bisschen. Weil sie ihren Onkel vermisste.

mittag bei unserem ersten Gang durch Nottingham einen Stadtkoller erlitten. Vielleicht war es auch ein Menschenkoller, ganz direkt. Er wollte nur noch weg. Legte sich in das Zimmer, das ich mir für die zwei Nächte gemietet hatte, kroch in die Höhle unter der Bettdecke und kam lange nicht wieder hervor. Er schlief achtzehn Stunden am Stück. Derweil telefonierte ich panisch mit seinen Geschwistern. Mit denen, die schon ausgezogen waren, und denen, die noch zu Hause waren. Was tun? Das wussten wir alle nicht.

Und ich? Wollte natürlich, dass mein Sohn in Nottingham blieb. Nicht nur, weil ich wusste, dass ich es wollen musste. Ich wollte, dass er tat, wofür er sich die letzten beiden Jahre in seinem Zimmer erfolgreich geschunden und worauf er sich – solange es nicht eingetreten war – wie ein Wilder gefreut hatte. Ich wollte, dass er, hier und jetzt, sein Leben begann. («Und danach musst du arbeiten, arbeiten, arbeiten!») Ich wollte, ganz pauschal, dass er glücklich war. Allein, er war nicht zum Glückseligkeit zu bewegen. Nicht auf die vorgeschriebene Art. Als wir am nächsten Abend, wieder zu Hause, im Garten den tollenden Hunden zusahen, atmete er tief und sagte:



Es war wohl an der Zeit.

«Bin ich froh!» Und ich fühlte mich unerhört. Wie noch einmal davongekommen. Aber natürlich wussten wir beide, dass diese Art von Glück nicht auf ewig aufrechtzuerhalten war. «Nächstes Jahr», sagte mein Sohn. «Aber nicht Biochemie. Und nicht in Nottingham.»

Leben in Höhlen

Nottingham ist ein eher beschauliches Städtchen in der Mitte Englands. Nicht wirklich gross, mit viel Grün und prächtigen alten Gebäuden. Das Uni-Gelände gleicht einem Park. Nottingham ist eine Stadt, in die man getrost ziehen kann, wenn man, eigentlich, mehr das Leben mit Hunden in Höhlen liebt. Will sagen: Für Stadtanfänger ideal. Im Jahr nach Nottingham ergatterte mein Sohn den Studienplatz seiner neuesten Wahl: Chemie. In Manchester, einer der grössten Städte im Vereinigten Königreich. Und im kalten, grauen Norden.

Wir buchten, wie gehabt, zwei Tickets. Seins hin. Meins hin und zurück. Das Zimmer, das auf den Bildern im Internet ganz akzeptabel ausgesehen und für das er, noch aus der Ferne, einen Mietvertrag unterschrieben hatte, war eine Höhle. Nur leider nicht eine der behaglichen Art. Wasser suppte durch Decke und Wände. Schimmel flockte pelzig und blauschwarz in den Ecken. Ich telefonierte panisch mit den Geschwistern. Diesmal flog ich allein zurück. Nach seinem und – mehr oder weniger – meinem Willen. Was war geschehen? Nicht viel. Es war wohl einfach nur an der Zeit.

Es war ein leerer, einsamer Flug. Und es ging, gefühlsmässig, nicht nach Hause, nicht wirklich. Es ging nur «zurück». Wie ein Flug ins Nirgendwo. Eigentlich nicht zu ertragen. Und ich dachte: «Sei nicht doof! Zu Hause warten doch die Mädchen!» Meine Töchter und meine Enkeltochter. Das war tröstlich. Und zugleich furchterregend, aus gutem Grund.

Alle Männer weg

Am Flughafen-Parkautomaten vor der Schranke konnte ich meinen Parkschein nicht finden. Ich musste ihn auf dem Weg vom Flughafengebäude zum Auto verloren haben. Ich ging den Weg zurück, hin und her, suchte den Parkplatz ab, zwischen und unter parkierten Autos. Ich suchte viel länger, als mein Suchen Sinn ergeben hätte. Es war ein grauer, windiger Tag und kein Parkschein nirgendwo. Ich stand auf dem elenden Parkplatz, in dem Grau und dem Wind und fühlte mich so verloren wie der Parkschein, mindestens. Am Kundendienstschalter im Flughafengebäude brach ich endlich in Tränen aus. Die Schalterdame rief erschrocken: «Aber, aber, Schätzchen, ein verlorener Parkschein ist doch kein Grund zum Weinen! Das können wir doch leicht regeln.» Ich schluchzte: «Danke.» Und ich stellte mir vor, dass sie noch nie, nie, niemals zuvor in ihrem Schalterdamen-Leben so froh war, durch eine Scheibe von ihren Kunden getrennt zu sein.

Zu Hause warteten meine Töchter. Hatten ein prima Essen gekocht. Den Tisch gedeckt. Mit Blumen, Kerzen, mit allem Drum und Dran. Nur meine Enkelin weinte ein bisschen. Weil sie ihren Onkel vermisste. «Ich will ihn zurück!», rief sie. Und ich dachte: «Dito!» Obwohl ich doch schon fünfzig, nicht erst fünf Jahre alt war. «Jetzt ist gar kein Mann mehr in diesem Haus», brummte das Kind. «Nur noch Hundemänner!» Wir lachten. Und vielleicht war das ein Grund, warum es diesmal so verflucht viel schwerer war. Aber ich glaube nicht. Nicht wirklich. Es hatte einfach nur (wieder) etwas begonnen. Etwas, das unaufhaltbar, das unumkehrbar ist. Und das mit dem Tag enden wird, an dem ich zurückkehre und niemand wartet. Soll mir keiner erzählen, dass das grossartig, die reine Freude sein wird!

Das kurze Leben der Rosa L.

Von Michael Bahnerth — Daniel Küblböck, 33, war einer von den 25 Menschen, die jährlich von Bord eines Kreuzfahrtschiffes springen, um sich das Leben zu nehmen. Er war indes nicht wie die andern. Als er für immer in die Labradorsee tauchte, war er nicht mehr Daniel, sondern Rosa.



Bundesweite Empathie: Daniel Küblböck alias Rosa L. auf dem Kreuzfahrtschiff «Aidaluna».

Das ist nur eine weitere Geschichte eines Jungen, der nicht erwachsen werden konnte. Das ist an sich keine grosse Sache, es passiert vielen. Sie kommen einfach nicht und nie über die Reife eines Teenagers hinaus, und sie träumen ihr Leben und nehmen der Realität die Wirklichkeit übel. Und dann sterben sie als grosse Jungs, und begraben wird ein ganzes Leben voller unbefriedigter Sehnsüchte und enttäuschter Romantik. Der Junge hiess Daniel Küblböck, war eine Zeitlang das Bambi unter den deutschen Pop-Ikonen, und er tat fast alles, um geliebt zu werden und in der Hoffnung, sich dann selbst ein wenig mögen zu können.

Die Kreuzfahrt seines Lebens begann in einem kleinen Dorf in Bayern mit einer Mutter, die viel trank und sieben Mal verheiratet war, die ihn gelegentlich würgte und ihm immer einhämmerte, dass aus ihm nie etwas werden würde. Dass er ihr im Weg und vor allem kein Mädchen sei. Und mit einem Vater, der fern war. Sein Bruder suchte Geborgenheit im Heroin, bis er an einer Überdosis starb. Daniel

liebte seine Oma und die Oma ihn, aber irgendwann riss ihn die Mutter aus den Armen der Oma, und er sah Omi nie wieder. Später liess er sich von einer älteren Dame adoptieren. Er wurde Kinderbetreuer, wahrscheinlich, um Kindern jene Liebe zu geben, die ihm vorenthalten wurde. Es war ein kleines Leben in der Provinz, das er sich grösser träumte, als die Welt war. Er wollte berühmt werden und von allen geliebt, ein Star und so weiter, damit er allen und vor allem seiner Mutter beweisen konnte, dass sie nicht recht hatten.

Er wurde 2002 Dritter beim TV-Gesangswettbewerb «Deutschland sucht den Superstar» («DSDS») und trat aus dem Schatten ins Scheinwerferlicht; ein kleiner, süsser, knuddeliger Junge mit offenem Lachen, unschuldigem Blick und grosser Brille, der bald der kleine Prinz der einfachen Leute wurde und der viel besser sein Herz auf der Zunge tragen konnte als mit seiner Stimme singen. Siebzehn war er damals, und angehimmelt wurde er von noch jüngeren Teenagern und von alten Damen, die

sich immer einen Enkel wie ihn gewünscht hätten. Er schrieb eine Biografie, die den Titel «Ich lebe meine Töne» trug, hatte einen Nummer-eins-Hit, dann keinen zweiten. Er ging ins RTL-«Dschungelcamp» und erweckte bundesweite Empathie, als er unter Tausenden von Kakerlaken beinahe ertrank. Er versuchte sich als ernsthafter Musiker, aber die Städte, in denen er auftrat, wurden immer kleiner, weil keiner an einem ernsthaften Küblböck Gefallen fand. Irgendwann fuhr er noch ohne Führerschein in einen Gurkenlaster, machte mit Erfolg in Solaranlagen, versuchte sich als Künstlermanager, kaufte sich Jackets und ging zum Friseur. Er liess sich von einer Frau Kaiser, einer Multimillionärin, adoptieren und reiste mit ihr nach Indien und seinem Erfolg und dem Applaus hinterher. Er wollte jetzt ein richtiger Schauspieler werden, besuchte eine Schauspielschule und begann wieder gross zu träumen. Er scheiterte kurz vor dem Abschluss, und natürlich gab er, wie jedes Kind, den andern die Schuld, aber er scheiterte, weil er un-

glücklich war und trank. Er ersoff allmählich im Alkohol und ertrank an einer Art existenzieller innerer Uneinigkeit.

Um loszukommen von dem, was er längst nicht mehr war – eine kleine, süsse Piepsmaus im Pop- und Trashbusiness – und was ihn ins Elend stürzte, griff er zuerst zum zweitletzten Mittel; er wollte sich neu erfinden, und zwar als Frau, weil er den Schmerz seines Daseins darin verortete, dass er nicht lebte, was er im Inneren war. Es war ihm damit so ernst, wie das einem Träumer möglich ist. Er trug Frauenkleider, schminkte sich, trug einen BH, hohe Schuhe und nannte sich Rosa Luxemburg. Er liess sich in Istanbul Haare transplantieren, wollte sich im Saarland Fett absaugen lassen, und danach wollte er Brüste, eine Vagina und Östrogen anstelle von Testosteron, und dann wäre es da, das neue Leben, in dem alles besser ist und Träume wahr werden.



Als DSDS-Finalist, 2003.

Warum macht ein Schiff so was?

Es kam nicht dazu, und auf die Frage, warum, gibt es keine Antwort, weil Frau Rosa mit reichlich Champagner intus und auf psychotischem Kurs auf einem Kreuzfahrtschiff in der Labradorsee hundert Meilen vor der Küste Neufundlands am Sonntagmorgen, dem 9. September, kurz nach fünf Uhr, als das Licht gerade begann, die Nacht zu verbannen, das letzte Mittel wählte und von Deck fünf aus über die Reling zwanzig Meter in das dunkle Meer sprang und für immer verschwand. Ohne Publikum.

Die «Aidaluna» wendete, suchte ein wenig, aber vergebens. Auch die Küstenwache fand nichts auf den 4200 Quadratkilometern Meer, die sie mit vier Schiffen und zwei Flugzeugen durchkämmt hatte. Rosa war von der Welt verschwunden, und ein Wunder sollte nicht geschehen. Das Meer war zu kalt, zehn Grad nur, mehr als drei Stunden schafft das keiner, wenn er überhaupt unversehrt den Aufprall übersteht. Wenn Rosa Glück hatte, verlor sie unverzüglich das Bewusstsein und tauchte dann sanft ab. Wenn nicht, schnappte sie wie verrückt nach Luft, schluckte Meerwasser, hatte vielleicht noch einen Moment, in dem ihr klar wurde, dass es kein Entrinnen mehr gab. In dem sie die davoneilenden, rettenden Lichter des Schiffes wahrnahm, in dem sie realisierte, dass das hier ernst war. Dass es kein Happy End geben würde, keinen Rettungsring, keine Interviews danach aus dem Krankenbett, und dass alles, was ihr vom Leben noch übrigbleiben würde, das Sterben ist. Noch einmal wehrten sich der Körper und das wässrig gewordene Bewusstsein gegen die Auslöschung, und dann käme ein Moment der absoluten Stille, von dem keiner weiss, wie lang er andauert. Es

würde ihr zum letzten Mal warm werden, und dann wäre sie erlöst. Dreissig Stunden später wurde die Suche nach ihr abgebrochen.

Die Passagiere an Bord wussten schnell, dass jemand gesprungen war. Der Kapitän sprach um halb sechs Uhr morgens über die Bordlautsprecher von der «grösstmöglichen Eskalationsstufe» und davon, dass sie wenden würden. Vier Stunden kostete das Manöver. Das fanden nicht alle nötig, weil die vier Stunden *en plus* den Landgang im neufundländischen St. John's verunmöglichen würden, weil die «Aidaluna» die verlorene Zeit gutmachen musste. «Warum», fragten sie, «macht ein Schiff so was, wenn man weiss, dass der Typ erstens freiwillig gesprungen ist und zweitens sowieso schon längst tot ist, wenn wir

dort sind?» Um die Passagiere so gut wie möglich bei Laune zu halten, durften sie nachmittags die Proben für das abendliche Musical besuchen, es wurde mehr gesprochen als sonst, die Drinks wurden etwas stärker gemixt, und die Ersten schickten SMS an die *Bild*-Zeitung.

Fünftausend Kilometer weiter südöstlich schuf die Tragödie in der Labradorsee ein Meer von Meldungen. So wie sich Küblböck immer

Er ersoff allmählich im Alkohol und ertrank an einer Art existenzieller innerer Uneinigkeit.

mehr enthüllte, um am Ende als Frau neu anzufangen, enthüllten die Klatschreporter das Seelenleben des 33-Jährigen, der nochmals und zum letzten Mal für zehn Tage vom Grunde des Vergessens an die Oberfläche zum A-Promi aufstieg. Anhand der Mosaikteile von Facebook, Instagram, Hinterbliebenen, Ex-Freunden, Freundinnen, der Schauspielschule und gesprächigen Passagieren schuf sich jeder jene Segel, die von einem Wind der Antworten gebläht werden und die Frage erhellen sollten: «Warum sprang er?» Und dann war da noch Dieter Bohlen, der ein kurzes Statement in einem Pulli abgab, auf dem «Be one with the Ocean» stand und der ziemlich Wellen warf, und der sagte, dass Daniel schon immer ein nettes Kerlchen mit einer dunklen Seite war.

Der schlimmste Ort der Welt

Wenn man all die gesagten und geschriebenen Worte durch ein Sieb fliessen liesse, bliebe etwa dies: Küblböck war zur falschen Zeit am falschen Ort. Ein Kreuzfahrtschiff ist das schlimmste und härteste Dorf der Welt. Es ist kein guter Platz, um sich dort als Frau zu präsentieren, wenn man als Mann eine gewisse Berühmtheit besitzt, weil die Leute auf einem Kreuzfahrtschiff nichts anderes zu tun haben,

als sich über andere den Mund zu zerreißen. Vielleicht buhten deswegen die Passagiere, als Rosa beim Karaoke etwas sang. Und es verwundert auch nicht, dass Rosa, wie Passagiere berichteten, aggressiv wurde und versuchte, mit Drinks auf die erträglichen Decks des Daseins zu flüchten und die allmähliche Entfremdung zwischen ihm und denen da und vielleicht auch von sich selber zu ertränken.

Wahrscheinlich wird Rosa bei ihren ersten Gehversuchen als Frau jenen wenigen, die nicht lachten, sondern zuhörten, erzählt haben, dass sie für eine Frauenrolle am Theater proben würde. Was stimmte und gleichzeitig gelogen war. Das Theater hatte ihm wegen seiner unliebsamen und wankelmütigen Auftritte vor der Abschlusssaufführung des eigenen Stückes «Niemandland» die Liebe entzogen und ihn von der Bühne verbannt. «Niemandland» ist eine Adaption von zwei Stücken von Dea Loher; «Unschuld» und «Das Leben auf der Praca Roosevelt». Küblböck sollte im Stück einen Transvestiten spielen, Aurora aus «Unschuld», der erfolglos träumt, vor einem grossem Publikum aufzutreten. Aurora war als gespaltene Persönlichkeit angelegt, weil in ihm Wesenszüge von Rosa eingestrickt waren, der still verzweifelten Rosa aus «Praca Roosevelt», die so gern hätte, dass ihr Leben irgendwie weitergeht, aber es tritt nur an Ort und Stelle, so lange, bis sie ins Wasser geht und «in die Zukunft».

So wurde Rosa zu Küblböcks Rolle seines Lebens, seiner Zukunft, seiner Hoffnung. Er wollte Rosa nicht nur spielen, er wollte sie sein, mit Haut und Haar. Rosa war der letzte und verzweifelte Traum eines in die Jahre gekommenen Kindes, bevor es in einer rabenschwarzen Nacht von seinen eigenen Dämonen heimgesucht wurde und es davonrannte auf Deck fünf hin zur Reling und in die Tiefe tauchte, die es für die einzig mögliche Zukunft hielt. ○



Die Temporärarbeit. Lohnt sich.
Drei Viertel der Temporärarbeitenden sind mit ihrem Lohn zufrieden. Und über ein Drittel findet ihn sogar mehr als angemessen.

Steaks, Steuern, Staat

Von Christoph Mörgeli

Die meisten Menschen glauben, einzig die industrielle Revolution mit Dampfkraft und Textilmaschinen habe den enormen Wirtschaftsaufschwung der letzten zweihundert Jahre bewirkt. Sie vergessen, dass die Bäuerinnen und Bauern in der gleichen Zeit eine landwirtschaftliche Revolution vollbracht haben, die ihresgleichen sucht. Erst die immer intensiver betriebene Landwirtschaft mit immer höheren Erträgen hat es erlaubt, eine immer grössere Menschenmasse zu ernähren.

Nicht nur das: Die Lebensmittel wurden auch immer billiger, vielfältiger und gesünder. 1830 bis 1875 setzten Arbeiterfamilien für die Ernährung noch durchschnittlich 62 Prozent aller Ausgaben ein. Meistens assen sie Brot und tranken einen «Kaffee», den wir heute ausspucken würden. Dann folgten Kartoffeln, Milch und Fleisch. Um 1900 bezahlten Arbeiter noch immer die Hälfte ihres Einkommens fürs Essen, Angestellte 40 Prozent. 1950 verbrauchten die Schweizer Haushalte durchschnittlich weniger als ein Drittel für Nahrung. Heute sind es gerade noch 6,9 Prozent – bei einem immer reichhaltigeren Angebot.

Diese Entwicklung ist überaus erfreulich. Wir verschlingen für wenig Geld je nach Geschmack ein saftiges Beef-Steak aus Argentinien. Oder eine noch bessere Milchlammkeule aus Ennetbürgen. Oder vegetarische Kürbis-Wraps mit Fetakäse. Mit einem Ja zu den Landwirtschaftsvorlagen vom 23. September wäre Schluss mit Genuss. Es herrschte Ernährungs-diktatur. Mit Kommunisten-Kolchosen statt produzierenden Unternehmern. Mit Schmal-spurnahrung und Schmalhans als Küchenmeister. Doch wo ist das beim Essen eingesparte Geld geblieben? Liegt es im Portemonnaie der Bürger, damit sie frei nach eigenem Ermessen konsumieren, prassen oder sparen können? Weit gefehlt. Die NZZ am Sonntag hat vorgerechnet: Es geht an die Steuern und an den Staat. Die Zwangsausgaben für Steuern, Altersvorsorge, Krankenkasse und Versicherungen betragen 1945 noch 14,8 Prozent. Heute sind es mehr als 42 Prozent.

Wir Schweizer sind ein seltsames Völklein. Stauen uns in Blechlawinen, um ennet der Grenze ein paar Rappen fürs Joghurt zu sparen. Und lassen uns gleichzeitig vom ständig fetteren Staat schröpfen bis zum Zusammenbruch. Was der Staat frisst, müssen wir Bürger verdauen. Der Staat macht's uns Bürgern nicht leicht. Aber wir Bürger machen es dem Staat leicht.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Syrien: Domino-Theorie

Von Peter Bodenmann — Idlib wird fallen, weil der Westen die Rebellen im Stich lässt.



Russland kann den Assad-Clan auf Dauer nicht retten.

In Syrien setzte der Westen auf die Rebellen. Vor sechs Jahren gingen alle davon aus, dass die Tage des Assad-Clans gezählt seien. Es kam vorerst anders. Die Rebellen liefen – wie schon zuvor in Afghanistan – ihren Unterstützern aus dem Ruder.

Die Assad-Allianz knackte dank den Russen und den Iranern eine Rebellenhochburg nach der anderen. Ganze Landstriche und Städte wurden in Schutt und Asche gelegt. Gelitten hat wie in jedem Krieg, und vorab in jedem Bürgerkrieg, die Zivilbevölkerung.

Jetzt beginnt der finale Angriff auf die letzte Hochburg der Rebellen. Kenner der Lage gehen davon aus, dass die Aufständischen militärisch keine Chance haben.

Wer wie der Westen seine einstigen Freunde kläglich im Stich lässt, ist ein Charakterlump. Um dies zu vertuschen, drohen Trump, Merkel und Co. den absehbaren Siegern, sie würden reinbomben, wenn Chlor als Kampfstoff eingesetzt würde. Natürlich mit Voranmeldung, so wie letztes Mal. Dies sei eine rote Linie. Nur Erdogan, ausgerechnet er, versucht das Schlimmste zu verhindern.

Was werden die verzweifelten, da verlassen Rebellen absehbar machen? Ihrerseits Chlor so einsetzen, dass der Eindruck entsteht, Assad und Putin würden hinter diesem Einsatz stehen. Dabei sind die absehbaren Sieger auf dieses Kampfmittel neu gar nicht mehr angewiesen.

Bitter aber wahr: Bürgerkriege müssen in der Regel ausbluten, bevor die Verlierer zur Einsicht gelangen, dass sie mehr oder minder ehrenvoll kapitulieren müssen.

Trump, Macron, Merkel und Co. müssten eine halbwegs erträgliche Kapitulation mit-aushandeln. Und parallel dazu den Wiederaufbau Syriens grosszügig finanzieren. Wenn nicht, werden es halt die strategischer denkenden Chinesen machen.

Denn Russland steht zwar militärisch besser da als vor zehn Jahren. Aber nie vergleichbar gut wie während des Kalten Krieges. Wirtschaftlich kommt das grösste Land der Erde nicht in die Gänge. Deshalb hat Putin die Militärausgaben gesenkt. Geld für Aufbauhilfe in Syrien hat er folglich nicht, ausser er erhöht das Rentenalter noch drastischer, ausser er kürzt die Renten noch brutaler. Und dann wäre Putin weg.

Erinnern wir uns: Die USA glaubten in der Logik der Domino-Theorie, sie müssten Laos, Kambodscha und Vietnam in die Steinzeit zurückbomben. Sie haben den Krieg trotzdem verloren. Und heute erblüht im siegreichen Vietnam nicht der sozialistische Aufbau, sondern der schöpferische und zerstörerische Kapitalismus. Der Fehler der bluttriefenden Domino-Theorie: Die Steine fielen in die andere Richtung. Wird in Syrien auch so sein.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Digitales Paläozän

Von Kurt W. Zimmermann — In der digitalen Ära gibt es nur eine junge Zeitung in der Schweiz. Es ist die alte Tante.



Die NZZ tanzt vorneweg.

Bei der *New York Times* drehen sie derzeit fast durch. Auch im ersten Halbjahr 2018 haben sie wieder 200 000 digitale Abonnenten dazugewonnen.

Die *New York Times* kommt nun auf 3,8 Millionen Abonnenten. 2,9 Millionen davon, mehr als drei Viertel, haben die digitale Ausgabe abonniert. Das sind doppelt so viele Abos wie im Sommer 2015.

Im Sommer 2015 kündigte Donald Trump seine Präsidentschaftskandidatur an.

Danach erlebten die US-Zeitungen den sogenannten «Trump bump». Der kontroverse Präsident brachte Millionen von Lesern zu den Zeitungen zurück, die für immer verloren schienen.

Neben der *New York Times* vermelden auch andere Trump-kritische Blätter wie *Washington Post* und *Los Angeles Times* dauernd neue Abo-Rekorde.

Damit können wir eine erste Parallele zur Schweiz ziehen. Christoph Blocher, der kontroverseste Politiker unseres Landes, ist aus Mediensicht leider nie an Trump herangekommen. Im Gegenteil, ausgerechnet die zwei Blocher-kritischsten Blätter, der *Tages-Anzeiger* und der *Blick*, sind seit dem Jahr 2000 bei der Auflage die grössten Verlierer der Branche. Es gab keinen «Blocher bump».

Inzwischen hat sich auch der «Trump bump» abgeschwächt. Vierzig Prozent der

digitalen Neuabonnenten der *New York Times* buchen heute wegen der Koch- und Kreuzworträtsel-Angebote der Zeitung.

Aber sie buchen. In den USA hat das digitale Abonnement die klassischen Zeitungsverlage aus einer moribunden Vergangenheit in eine springlebendige Gegenwart geführt. Papier ist passé, aber Zeitunglesen ist en vogue.

Damit wären wir bei der zweiten Parallele zur Schweiz. Die Schweizer Verlage haben den Trend zur elektronischen Zeitung verpasst.

Wir betrachten einmal, wie gross bei unseren auflagestärksten Zeitungen der Anteil der bezahlten, digitalen Abonnements gemessen an der verbreiteten Auflage ist.

Zeitung	Gesamtauflage	digitale Abos	digital in Prozent
Tages-Anzeiger	140 800	11 451	8,1
St. Galler Tagblatt	114 497	3 207	2,8
Luzerner Zeitung	113 991	2 668	2,3
NZZ	111 023	18 539	16,7
Berner Zeitung	90 451	1 569	1,7
Aargauer Zeitung	74 887	1 242	1,7
Südostschweiz	72 319	1 977	2,7
Basler Zeitung	43 688	1 289	3,0

Das Resultat ist deprimierend. Die Schweizer Medienbranche ist elektronisches Paläozän. Nur die NZZ kommt mit 16,7 Prozent auf einen ansehnlichen Anteil von digitalen Abonnenten. Die alte Tante tanzt vorneweg, die andern kriechen. Auch der *Blick*, Gesamtauflage noch 122 087, kann nicht mithalten. Er publiziert zwar keine E-Paper-Zahlen, aber man weiss, dass sie ebenfalls schwach sind.

Der Grund für das Versagen ist sehr schweizerisch. Der Preis ist zu hoch. Ein Monatsabonnement der digitalen *New York Times* oder *Washington Post* kostet um die neun Franken. Bei den Schweizer Zeitungen hingegen kostet ein digitales Abo in der Regel dreimal so viel. Das elektronische Lesen ist zu teuer bei uns.

Es ist der Unterschied im Geschäftsmodell. Die Schweizer wollen weiterhin die Papierausgabe schützen, halten darum die Preise hoch und vertreiben auf diese Weise die künftigen digitalen Kunden. Die US-Verleger verabschieden sich vom Papier, bauen für die Zukunft vor und holen darum mit attraktiven Preisen massenhaft digitale Kunden zurück.

In der Mediengeschichte hat meist das zweite Preismodell funktioniert.

Im Irrenhaus

Von Henryk M. Broder — Hat die Klinikleitung alles im Griff?

Wenn man nach einem Begriff sucht, der die Befindlichkeit der Bundesrepublik kurz und knapp zusammenfasst, wird man rasch fündig: Irrenhaus. Der Chefarzt ist eine Frau, promovierte Physikerin; ihr zur Seite steht ein Team von Ärzten, die sich auf Gesundbeten, Handauflegen und Telekinese spezialisiert haben. Im weitläufigen Park, der die Klinik umgibt, findet beinahe täglich eine Demonstration «gegen rechts» statt, wobei sich einige Patienten als «Nazis» verkleiden müssen, damit die anderen jemanden haben, gegen den sie demonstrieren können. Für eine Einweisung in die Klinik reicht ein ärztlicher Befund, der oder die Betroffene verhalte sich auffällig, indem er oder sie «die Gesellschaft spalten» würde.



Die Leitung der Anstalt hat ein halbes Jahr gebraucht, um sich auf die Verteilung der Posten zu einigen. Seitdem sind die Bereichsleiter damit beschäftigt, sich gegenseitig Inkompetenz und Versagen vorzuwerfen. Aber irgendwie geht der Klinikbetrieb weiter, was vor allem den Patienten zu verdanken ist, die sich in autonomen Selbsthilfegruppen organisiert haben. Eine nennt sich «Antifa Zeckenbiss» und produziert kurze Videos, die von zwei anderen Gruppen, die «Tagesthemen» und «Heute-Journal» heissen, im Klinik-TV gezeigt werden.

Jüngere Patienten, die «Medien und Kommunikation» studiert haben, sorgen dafür, dass dem Klinik-TV die Themen nicht ausgehen. Sie leben in selbstgebauten Baumhäusern und leisten damit «Widerstand» gegen ein Unternehmen, das den Park roden will, um die darunterliegende Braunkohle abbauen zu können. Über den Stand der Auseinandersetzungen zwischen den Baumrettern und der klinikeigenen Parkpolizei wird regelmässig in den Klinik-TV-Nachrichten berichtet.

Derweil bemüht sich die Klinikleitung, dem Eindruck entgegenzuwirken, sie habe die Lage nicht unter Kontrolle. Der schwelende Konflikt um den Dieselantrieb der Ärzteautos soll durch Prämien für den Ankauf von sauberen Neuwagen beigelegt werden. Blicke nur ein Problem, das die für «juristische Streitfälle» zuständige Bereichsleiterin «beschämend» findet. Nur jeder dritte Patient in der Klinik ist eine Frau. Eine Quote soll für mehr Gerechtigkeit sorgen, angestrebt ist ein Fünfzig-Prozent-Anteil von Frauen – sowohl unter den Patienten wie den Ärzten.



Glatte 10: Erich Hess (SVP).



Aussenposten links: Silvia Schenker (SP).



Zünglein an der Waage:

Die Abweichler

Keine Fraktion stimmt geschlossen im Bundeshaus. Politische Fremdgeher schaffen Mehrheiten für das gegnerische Lager. Tendenziell weicht das Parlament eher nach links ab – vor allem der Ständerat.

Von Philipp Gut und Peter Keller

Überläufer, Abtrünnige, Abweichler. Die Abstimmung zur «Steuervorlage 17» im Nationalrat ergab ein kunterbuntes Bild. Fünfzig SVPLer stimmten gegen den AHV-Steuer-Deal, fünfzehn dafür. Bei den Sozialdemokraten enthielten sich neun der Stimme. Drei stramme Freisinnige (Marcel Dobler, Bruno Pezzatti, Christian Wasserfallen) liessen sich nicht auf den Kuhhandel ein. Die Grünen, die sonst so geschlossen auftreten wie nordkoreanische Synchronschwimmerinnen, verteilten ihre zwölf Stimmen: Acht waren gegen den Deal (weil sie ihn für zu konzernfreundlich hielten), zwei enthielten sich (etwa Maya Graf, die nächstes Jahr mit dem Baselbieter Ständeratssitz liebäugelt und die Mittewähler nicht vergraulen will), zwei

drückten den Ja-Knopf: die beiden Waadtländer Vertreter Daniel Brélaz und Adèle Thorens Goumaz.

Das Waadtland beherbergt überdurchschnittlich viele internationale Unternehmungen mit Steuerprivilegien. Entsprechend hoch war der politische Druck auf die Delegation im Nationalrat, für eine raschestmögliche Lösung im Steuerbereich zu sorgen. Die Ja-Stimmen kamen von ganz links bis ganz rechts – mit einer Ausnahme: Die grünliberale Nationalrätin Isabelle Chevalley lehnte die Vorlage ab wie sämtliche ihrer Fraktionskolleginnen und -kollegen auch. Die Partei ist gegen die Verknüpfung mit der AHV-Finanzierung, zumal diese nur einnahmenseitig ausgefallen ist und beispielsweise keine Angleichung des Renten-

alters von Frau und Mann vorsieht. Bleibt noch die CVP. Die sonst gerne mit «Wischiwashi-Partei» betitelten Christdemokraten überraschten: Sie votierten geschlossen für die Steuervorlage.

Die Schweiz kennt keinen Fraktionszwang. Jeder gewählte Parlamentarier, jede Volksvertreterin ist frei in der Ausübung des Stimmrechts. Gleichwohl erwarten die Parteien und auch deren Wähler, dass die National- und Ständeräte einigermassen auf Linie ihrer Fraktionen politisieren. Im parlamentarischen Alltag zeigt sich allerdings, dass die Fraktionsdisziplin sehr unterschiedlich ausgelegt wird.

Es gibt die notorischen Fremdgeher im Bundeshaus. Besonders im Nationalrat wirkt sich



Hans Grunder (BDP).



Enthielt sich: Maya Graf (Grüne).



Rechtsabweichler: Daniel Fässler (CVP).

die Flutterhaftigkeit einzelner Mitglieder gravierend aus. Rein theoretisch verfügten SVP und FDP über eine hauchdünne Mehrheit in der Grossen Kammer mit 101 von 200 Stimmen. Faktisch jedoch, so ergab eine Auswertung der Nachrichtenagentur SDA, setzte sich die rechtsbürgerliche Allianz nur bei jeder elften Abstimmung durch.

Das heisst umgekehrt, dass einzelne Abweichler wichtige SVP-FDP-Mehrheiten zum

Wie mehrheitlich die Frauen, tendieren auch die Romands im Parlament eher nach links.

Scheitern brachten, wie etwa die Verhinderung einer als «Geschlechterrichtwert» getarnten Frauenquote für börsenkotierte Unternehmungen. Der Nationalrat stimmte hauchdünn mit 95 zu 94 Stimmen zu. Für den wirtschaftsfeindlichen Ausschlag sorgten fünf Freisinnige: Doris Fiala (ZH), Benoît Genecand (GE), Christa Markwalder (BE), Giovanni Merlini (TI) und Philippe Nantermod (VS). Doris Fiala war auch eine der drei Abtrünnigen, als

in der Sommersession 2016 die Kürzung der Gelder für die Entwicklungshilfe um 430 Millionen – bei einem Gesamtbetrag von 11,1 Milliarden Franken – im Plenum scheiterte.

Die statistischen Abweichler

Gewissermassen als Richter über links und rechts amtiert Michael Hermann, Politologe und Leiter der Forschungsstelle Sotomo. Regelmässig veröffentlicht er in der NZZ ein Parlamentarier-Rating, zuletzt Ende 2017. Die Skala reicht von +10 bis -10. Ein Fazit vorneweg: Keine Partei stimmt geschlossen, jede Fraktion hat ihre Aussenposten links und rechts. Allerdings ist die Streuung je nach Fraktion erstaunlich verschieden. Bei der SP liegen die beiden Pole (Silvia Schenker, Sozialarbeiterin aus dem Kanton Basel-Stadt, und die Zürcherin Chantal Galladé) bloss 1,7 Punkte auseinander. Auch die Grünen (1,6), FDP (1,1), CVP (1,9) und BDP (1,4) weisen in etwa die gleiche Streuung aus.

Zwei Ausreisser unter den Fraktionen fallen auf: Lediglich 0,3 Punkte trennen den «rechten» Flügel der Grünliberalen (Martin Bäumle mit -2,7) vom «linken» Flügel (Tiana Angelina

Moser mit -3,0). Entgegen der öffentlichen Wahrnehmung weist die SVP mit 3,9 Punkten den mit Abstand grössten Spagat innerhalb ihrer Delegation aus. Mit einer glatten +10 hat sich der 2015 neu gewählte Erich Hess (BE) positioniert, verlässlich am linken Rand der Partei politisiert seit 2007 der Waadtländer Bauer Jean-Pierre Grin.

Die Fremdgeherinnen

Bereits 2013 hatte eine exklusiv für die *Weltwoche* erstellte Auswertung ergeben, dass die Frauen im Parlament weiter links stehen und grüner eingestellt sind als ihre männlichen Kollegen. Das Bild hat sich seither nicht wesentlich verändert: Bei der CVP politisierte Ende 2017 die inzwischen zurückgetretene Barbara Schmid-Federer (ZH) am linken Flügel, während ihr Parteipräsident Gerhard Pfister (ZG) die rechte Flanke bildet. Auch bei der FDP spielt der Geschlechtergraben: zwischen Christa Markwalder (+0,3) und dem Gewerbeverbands-Direktor Hans-Ulrich Bigler (+2,4).

Bei der BDP findet sich die einzige Frau, Rosmarie Quadranti, einsam links aussen (-1,6), mit Yvette Estermann (LU) politisiert nur eine

Frau am rechten SVP-Flügel. Bei den linken Parteien, der SP und den Grünen, lässt sich kein Muster erkennen: Die Links-rechts-Verteilung von Frauen und Männern ist praktisch gleich.

Vive le Röstigraben

Wie mehrheitlich die Frauen tendieren auch die Romands im Parlament eher nach links. Sie stimmen etatistischer, sozialer, ausgaben- und regulierungsfreudiger als ihre Deutschschweizer Fraktionskollegen. Der parteiinterne Röstigraben zeigte sich auch exemplarisch bei der «Steuervorlage 17», die allein Yves Nidegger (GE) und Jean-Luc Addor (VS) von den SVP-Romands ablehnten, acht stimmten dafür, während die Fraktion den Deal im Verhältnis von drei zu einer Stimme deutlich verwarf. Im Parteienranking findet sich mit Michaël Buffat (VD) nur ein Westschweizer rechts des SVP-Medians. Auch bei der FDP bilden die Romands traditionell den linksfreisinnigen Flügel der Partei. Nur zwei (Philippe Bauer [VD] und Philippe Nantermod [VS]) von acht stimmten jeweils rechts der Parteimitte ab.

Die Fraktion der Abtrünnigen

Manchmal sind die Verhältnisse so zerrüttet, dass nur noch eine Trennung hilft. Da unterscheidet sich die Politik nicht gross vom Privaten. Mit der Abwahl Christoph Blochers aus dem Bundesrat und dem parteieigenen Dolchstoss durch Eveline Widmer-Schlumpf kam es 2008 zum Ausschluss der Bündner SVP-Sektion. Ihr folgten Abspaltungen in Bern und Glarus, die sich schliesslich in der BDP sammelten. Letztlich war es auch eine politische Bereinigung: Leute wie Ursula Haller, Hans Grunder (BE) oder Hansjörg Hassler (GR) fühlten sich schon länger nicht mehr wohl in der eigenen Partei und profilierten sich regelmässig medial gegen die «Blocher-Linie». Heute bilden die Abweichler von da-

mals sozusagen eine eigene Fraktion, wenn auch unter erschwerten Bedingungen: Die BDP hat mittlerweile ihre Bundesrätin und zwei der bisher neun Sitze im Parlament verloren. Politisch hat sich die kleine Mittepartei, auch das zeigt das Parteienranking, seither deutlich nach links verschoben.

Kein Rauswurf, aber ein verlorener Richtungskampf führte 2004 zur Gründung der grünliberalen Partei unter Martin Bäumle. Mit Verena Diener konnte die GLP 2007 sogar einen der beiden Zürcher Ständeratssitze erobern. Die Partei hat sich heute als eigenständige Kraft in der Mitte etabliert und wird nicht wie die BDP als Antipartei empfunden.

Die qualitativen Abweichler

Manchmal entscheiden nur wenige Stimmen über Erfolg oder Niederlage eines Geschäfts im Nationalrat. Wenn das Ergebnis knapp wird, können einzelne Abwesenheiten oder eine abweichende Stimme den Ausschlag geben. So geschehen bei der Schlussabstimmung über die Altersreform 2020 in der letzten Frühjahrsession: «Benötigt wurden 101 Stimmen – die schliesslich nur erreicht wurden, weil zwei Mitglieder der SVP-Fraktion, die Tessiner Lorenzo Quadri und Roberta Pantani, gegen die Linie ihrer Parteifreunde votierten» (*Tages-Anzeiger*, 14.09.18). Die beiden Lega-Politiker, oft mit Linksdrall bei sozialpolitischen Vorlagen, sorgten für das Ja im Parlament, das Stimmvolk versenkte die Reform allerdings an der Urne.

Die Plattform politik.ch hat sämtliche knappen Abstimmungen dieser Legislatur ausgewertet und aufgelistet, welche Parlamentarier tatsächlich das Zünglein an der Waage im Bundeshaus spielen. Die vordersten Plätze teilen sich Hans Grunder (BDP) und Daniel Fässler (CVP), sie haben bei Abstimmungen mit zehn oder weniger Stimmen Differenz am häufigs-

ten gefehlt, sich der Stimme enthalten oder gegen ihre Parteilinie gestimmt, nämlich in zwanzig Prozent der Fälle. Sie gelten beide als Rechtsabweichler ihrer Parteien, wie auch Martin Bäumle, der auf Platz sechs kommt. Die restlichen sieben Parlamentarier korrigieren allerdings das Bild: Laurent Wehrli (FDP), Isabelle Moret (FDP), Guillaume Barazzone (CVP), Christoph Eymann (LDP), Kurt Fluri (FDP), Frédéric Borloz (FDP) und Jacques Bourgeois (FDP) sind allesamt Linksausleger. Der nach den Wahlen 2015 befürchtete «Rechtsrutsch» ist statistisch nachweisbar ausgeblieben.

Die andere Kammer

Der Genfer Nationalrat Yves Nidegger pflegt in Abänderung eines Fussball-Bonmots zu spotten: «Bundespolitik ist, wenn Nationalrat und Ständerat gegeneinander antreten und sich am Ende die Kleine Kammer durchsetzt.» Das liegt daran, dass der Ständerat bei den Einigungskonferenzen ein grösseres Gewicht hat als die nationalrätliche Delegation – und dass die Kräfteverhältnisse anders verteilt sind. Während im Nationalrat SVP und FDP über eine Mehrheit verfügen, kann die CVP bei den Kantonsvertretern nach wie vor ihre Macht ausspielen. Ohne die Christdemokraten geht nichts. Und der Ständerat korrigiert kräftig nach links: Bloss achtzehn der 46 Mitglieder befinden sich in der Skala rechts der Mitte – und mit Isidor Baumann (UR) nur einer der CVP. Im Nationalrat hat die gleiche Auswertung eine knappe Mehrheit von 105 Parlamentariern ergeben, die rechts der Mitte politisieren. Darunter immerhin auch vier CV-Pler: Gerhard Pfister (ZG), Fabio Regazzi (TI), Daniel Fässler (AI) und der inzwischen zurückgetretene Jakob Büchler (SG). Zusammengefasst lässt sich sagen: Der wichtigste und mächtigste Abweichler im Bundeshaus heisst Ständerat. ○

Zehn Jahre danach:

Die nächste Krise

lauert schon.

Diese Woche:
Exklusiv: Das neue Kartellrecht.



www.handelszeitung.ch | Kostenloser Newsletter | Jeden Donnerstag am Kiosk | Als mobile App für iPad und iPhone | Digital-Abo zum Kennenlernen

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung

Trillerpfeifen, Kampfanzüge, Halleluja

Nur ein starkes Polizeiaufgebot verhinderte, dass linke Gegendemonstranten den «Marsch fürs Läbe» auf dem Berner Bundesplatz attackierten. Dabei hatten die Teilnehmer ein durch und durch friedliches Anliegen. Von Thomas Renggli

Kampfbereich Bern. Die US-Botschaft warnt Landsleute auf ihrer Internetseite und ruft sie auf, sich in der Innenstadt vorsichtig zu bewegen oder das Zentrum ganz zu meiden, Geschäfte sichern ihre Fenster mit Holzbrettern, auf dem Bärenplatz räumen die Restaurants die Aussenbestuhlung weg. Die Polizei markiert in Heeresstärke und Vollmontur Kampfbereitschaft. Japanische Touristen eilen zum Bahnhof – verpassen es aber nicht, das spezielle Sujet fürs Ferienalbum festzuhalten.

Man fühlt sich ob des Sicherheitsdispositivs in Bern an den Besuch des chinesischen Staatspräsidenten Xi Jinping oder an die Stippvisite von Donald Trump am WEF erinnert. Doch der Grund für den Ausnahmezustand ist eine Veranstaltung, die in der Selbstdeklaration eine ausschliesslich pazifistische Bedeutung besitzt: der «Marsch fürs Läbe», eine von der Schweizerischen Evangelischen Allianz und der Evangelischen Volkspartei organisierte Kundgebung gegen das Recht auf Abtreibung.

Das Thema polarisiert – und ist von solcher Emotionalität, dass sich im Vorfeld Stimmen aus dem ganzen politischen Spektrum zu Wort meldeten. In Solothurn warben Mitglieder der rechtsnationalistischen Pnos (Partei national orientierter Schweizer) für die Veranstaltung auf dem Bundesplatz, in Bern formierten sich die linksautonomen Kreise. Adressen und Telefonnummern der Organisatoren wurden öffentlich gemacht und per anonyme Schreiben diffuse Drohungen platziert. Auf Firmen, die den Marsch unterstützten, wurden Farbanstriche verübt.

Die Stimmung ist am vergangenen Samstag nahe am Siedepunkt. Aber die Polizei sorgt für Recht und Ordnung. So bedankt sich OK-Präsident Daniel Regli in seiner Begrüssungsrede zuerst beim «lieben Gott» und dann bei der «Berner Polizei». Im Schatten des Bundeshauses herrschen während dreier Stunden Eintracht und Glückseligkeit, wie man sie in den Parlamentssälen wohl nie erlebt. Dies weiss kaum jemand besser als Annette Walder. Die Seniorin ist sozusagen der gute Engel des Bundeshauses: «Ich bin während den Sessionen immer hier und bete für die Parlamentarier.» Die Notwendigkeit dafür leitete sie aus der Bibel ab: «Dort wird gefordert, dass wir für Könige und Machthaber beten – und weil wir in der Schweiz keinen König haben, bete ich für die Politiker.»

Konkret äussert sich Yvonne Edwards zum Thema der Veranstaltung. Für sie gefährdet das Recht auf Abtreibung die ganze Gesellschaft:



«Diskrete Hartnäckigkeit»: Demonstration der Abtreibungsgegner, 15. September, Bern.

«Die Abtreibung ist der absolute Frevel. Sie zerstört den Frieden. Es wird Blut von unschuldigen Kindern vergossen.» Wie für die Mehrheit der Anwesenden liegt für Edwards das Recht auf die Entscheidung über Geburt und Tod einzig bei Gott.

Aus Polen angereist

Nicht alle wollen ihren Namen in der Zeitung lesen. Eine freundliche ältere Frau stellt sich als evangelische Schwester der Diakonie Bethanien in Zürich vor. Sie habe eine Mitarbeiterin erlebt, die still und heimlich eine Abtreibung vorgenommen habe und dann in schwere Depressionen gestürzt sei: «Hätte sie sich mir geöffnet, wäre vielleicht alles anders gekommen.» Trotzdem ist die Schwester gegen ein grundsätzliches Abtreibungsverbot: «Sonst zwingt man die Frauen in die Illegalität.»

So viel Toleranz bringen nicht alle auf. Margrit Schenker von Human Life International betrachtet allein die Frage, welche Ideologie sie an die Kundgebung führe, als Affront: «Das Recht auf Leben ist doch keine Ideologie», sagt sie und zeigt auf das Plastikfigürchen eines Embryos: «So sieht ein Kind nach zwölf Wochen Schwangerschaft aus.» Der Mensch sei ein Geschöpf Gottes. Für ihren eifrigen Mitsstreiter Andreas Lussi lässt dies auch bezüglich sexueller Ausrichtung keinen Diskussionsspielraum zu: «Die Neigung zur Homosexualität ist ein Werk des Teufels.»

Die rund 1500 Kundgebungsteilnehmer eint die Vorstellung von einer heilen Welt – mit unumstösslichen Prinzipien. «Radio Maria – s katholische Radio für Sie» ist auf Sendung. Ein blonder Junge hält ein Transparent mit der Aufschrift «Hoch lebe das Leben» in den Händen, ein Jugendlicher schwenkt eine Genfer

Fahne mit den Worten «Choisis la vie», eine aus Polen angereiste Schülergruppe trägt T-Shirts mit dem Slogan «Stoppt Abtreibung», und drei ältere Männer demonstrieren mit blauen Tafeln: «Stopp Abtreibung» und «Nein zu Selektion». Die Herren gehören zur Organisation Doctors For Life International, die sich auf eine wertkonservative Ethik beruft und ihre Wurzeln in Irland hat. Der päpstliche Nuntius Thomas E. Gullickson schliesslich lobt die Schweizer Christen in seinem Grusswort für ihre «diskrete Hartnäckigkeit».

Über Bern scheint die Sonne. Annette Walder lächelt zufrieden und deutet auf das Dach des Parlamentsgebäudes: «Dort prangt ein Kreuz – in welchem Land gibt es das sonst noch?» Der Anarchistische Gruppe Bern gelingt es, eine Vertreterin auf das Festgelände zu schleusen, um Flugblätter («Selbstbestimmung für alle Geschlechter – sie soll allen Menschen zustehen, unabhängig von Herkunft und Religion») zu verteilen. Als die Veranstalter den Störenfried aber wahrnehmen, wird dem unlauteren Treiben resolut ein Ende gesetzt.

Als OK-Chef Regli das Publikum auffordert, das Lied «Freud am Läbe» mitzusingen, und auf die Petition «Abtreibung öffentlich machen» hinweist, stösst die Gegendemonstration auf den Bärenplatz vor. «Gott ist tot», skandieren die rund 600 meist jugendlichen Teilnehmer. Einige Frauen haben sich den Spruch: «My body, my choice» auf den Bauch gepinselt. Um das Geschehen auf dem Bundesplatz aber nachhaltig zu stören, ist die Präsenz der Polizei zu gross. So endet der Samstag in Bern friedlich und ruhig. Es ist das positive Fazit eines Nachmittags, an dem beide Parteien eine Chance verpassten: einander zuzuhören und über ein wichtiges Thema zu diskutieren. ○

Absturz eines Hofierten

Er fiel noch schneller vom Himmel der Politik, als er dorthin aufgestiegen war. Der Genfer Pierre Maudet galt als Heilsbringer Helvetiens. Sein Weg schien nur eine Richtung zu kennen. Dann stolperte er über seine eigenen Füße. Von Michael Bahnerth



Grenzenloses Vertrauen in die eigene Unantastbarkeit: FDP-Politiker Maudet.

Ich weiss ein wenig mehr über Neuropsychologie als über Politik, was im Falle des Genfer Politikers und ehemaligen Lokalfürsten Pierre Maudet wohl kein Nachteil ist. Nur so ist seine unglaubliche Dummheit ansatzweise nachzuvollziehen, die sich aus Selbstverliebtheit, aus Grössenwahn und einem zunehmenden Realitätsverlust speist. Es ist klar, dass das erfolgreiche Ausüben von Macht im Hirn Spuren hinterlässt, das ist nichts Neues.

Als Maudet 2007 seinen politischen Höhenflug begann, erschien ein Buch des Neurologen und einstigen britischen Aussenministers Lord Owen über das Hybris-Syndrom. Anhand der

Beispiele von Tony Blair und George Bush Jr. legte er dar, dass das längere Ausüben von Macht zu einer Persönlichkeitsstörung führt oder mindestens führen kann, die sich wie folgt äussert: in Realitätsverlust, Isolation, Selbstbezogenheit und der Einbildung, dass eigene Interessen gleichbedeutend seien mit den Staatsinteressen. Weil: *L'Etat, c'est moi*.

Die Ichbezogenheit, die Ignoranz und die Überheblichkeit gegenüber dem, was man als kollektive Anstandsmoral bezeichnen könnte, scheint bei einer jüngeren Generation von Politikern und auch Managern ein Wesensmerkmal zu sein. Der ehemalige Nationalbank-Präsident Philipp Hildebrand war ein Vertreter dieser Klasse, der ehemalige deutsche Aussenminister Karl-Theodor zu Guttenberg ebenfalls, und jetzt Maudet, der sich hat korrumpieren lassen und viel zu lange alles abtritt. Sie alle galten als grosse Talente, als Heilsbringer. Ihr Äusseres entsprach dabei vollkommen ihrer inneren Einstellung. Sie trugen die gerade angesagten Anzüge von Brioni, Armani, Boss und Zegna, ihr Haar war stets makellos. Es ist eine geschneigelte Generation. Es sind Männer mit Sieger-Biografien, mit Lebensläufen ohne Brüche, Egos ohne Zweifel. Es sind so stromlinienförmige Männer, dass durchschnittlicher Gegenwind an ihnen verzweifelt. Es sind Typen, die nur über sich selber stolpern.

Sie konnten was, keine Frage. Sie waren dynamisch, kreativ, da und dort gar revolutionär. Es schien, als ob ihr Licht ein paar Schatten der Welt vertreiben würde, und die Welt lag ihnen alsbald zu Füßen und applaudierte ihnen. Aber irgendwann vollzogen sie innerlich den fatalen Schritt vom Normalsterblichen zum Halbgott und dachten, dass für sie andere Gesetze gelten würden. Hielten sich für Könige und die Institutionen, denen sie vorsassen, für ihren Hofstaat, den sie absolut und jenseits demokratischer Errungenschaften regieren könnten.

Sie vergassen, dass das Privileg ihrer Macht einen Preis hat. Der Preis ist Integrität und Anstand. Wer, wie Maudet, vom Volk gewählt und bezahlt wird, ist dem Volk stets mehr verpflichtet als sich selbst. Der Preis seines Privilegs wäre es auch, der Verführbarkeit zu widerstehen.

Erstaunlich ist, wie lange sich die Hofierten selbst belügen können. Welch grossartiger Verdrängungsmechanismus ihnen eigen ist. Welch grenzenloses Vertrauen in ihre Unantastbarkeit. Da lässt sich einer hofieren von

einem arabischen Königssohn, nicht zum Abendessen oder zum nachmittäglichen Skifahren in St. Moritz, sondern zum Formel-1-Rennen in Abu Dhabi mit allem Drum und Dran. Er hat noch ein schlechtes Gefühl dabei, tut es aber trotzdem, geht davon aus, dass der Königssohn ein netter Mensch ist und ihn einlädt, weil er, Maudet, ein toller Typ ist und nicht weil er den Weg in Genf für Grossprojekte freiräumen könnte. Er spendet den beiden Landeskirchen 4000 Franken und denkt tatsächlich, das war's.

Teppich der Petitessen

Muss man Maudet zugutehalten, dass er, wie viele andere auch, arabische Petrodollars als Schmiermittel nach Genf holen wollte, um den Motor der Stadt zu beschleunigen? Um den Genfer Flughafen einer neuen Flughöhe zuzuführen? Und dass Geschäfte mit arabischen Königsöhnen anders angebahnt werden als etwa mit dem CEO einer deutschen Firma? Dass es ein schmaler Grad ist zwischen arabischer Gastfreundschaft und arabischen Bestechungsversuchen? Dass das Annehmen einer Einladung nicht nur Spass, sondern auch Verpflichtung ist? Dass einer wie Maudet, der sich für einen kleinen König vom Lac Léman hält, sich bei einem wirklichen König auch wie einer verhält und grossspurig verspricht, was ihm das Genick brechen könnte? Nein, muss man nicht. Weil man von einem wie Maudet erwarten kann, dass er weiss, was er tut, und dass er die Tragweite seines Handelns einigermaßen einschätzen kann.

Vielleicht dachte Maudet, dass das Annehmen einer Reise im Wert von 50 000 Franken heute in der Politik keine grosse Sache mehr ist. Vielleicht hat er vergessen, dass in der Schweiz mittelgrosse Zuwendungen, anders als vielleicht in Frankreich, von wo Maudets Vater stammt, oder auch in Italien oder Bulga-

rien, nicht als etwas Nonchalantes gelten, etwas Verzeihliches, etwas Systemimmanentes.

Vielleicht dachte er auch, dass ein bisschen Korruption mittlerweile einfach Usus ist in der heutigen Zeit und halb so schlimm. Novartis besticht die halbe griechische Regierung, Schweizer Banken geschäftet, wenn es sein muss, auch jenseits der Grauzone, die Post erschleicht Subventionen, Herr Müller bescheisst die Versicherung und so weiter. Und alle kommen, mehr oder weniger, damit durch, weil das Anstandsbollwerk in Politik und Wirtschaft und auch jenes der Gesellschaft immer mehr erodieren und der eigene Vorteil als oberste Maxime schon längst jenen des kollektiven Nutzens abgelöst hat.

Das nur scheinbar Unverständliche an Maudets Verhalten war der Versuch, sich wie ein klei-

Es sind so stromlinienförmige Männer, dass Gegenwind an ihnen verzweifelt.

ner Feigling aus der Affäre zu schleichen und mit Halbwahrheiten und Lügen die Sache unter den Teppich der Petitessen wischen zu können. Maudet, der sich selbst gerne stets auch als moralische Instanz zelebrierte, verwendete die in dieser Generation offenbar salonfähig gewordene Taktik: zuerst das anfängliche Ableugnen mit einem Hauch Arroganz und Entrüstung, in der Hoffnung, dass das eigene Licht die fremden Schatten verdrängen kann. Später das allmähliche Zugeben des schon längst Offensichtlichen. Und erst, wenn es gar nicht mehr anders geht, folgt das «mea culpa». Und im selben Atemzug das «Nein, ich trete nicht zurück. Ich übernehme die Verantwortung für mein Tun. Ich mache das wieder gut.»

Als Bürger, der auch nicht alles auf die Reihe kriegt und sich da und dort durchs Leben

schummelt, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, bleibt immer das Unverständnis, weshalb einer wie Maudet nicht einfach sofort all das von sich aus tut, was er in den letzten Tagen mit dem Rücken zur Wand getan hat; dass er sich entschuldigt, sich erklärt, nachdem er aufgefliegen ist. Dass er agiert und nicht nur reagiert. Was ist da los bei den Mächtigen? Wo sind deren Eier, wenn der erste wirkliche Gegenwind ihrer Karriere ihnen ins Gesicht bläst?

Am 20. September letzten Jahres war Maudet einer, der gewonnen hat, obwohl er verlor. Fast wäre er zum Bundesrat aufgestiegen, 35 Stimmen fehlten. Er war jetzt, wie das alle nannten, «bundesratstauglich». Er war der Mann, so dachte man, an dem die Zukunft nicht vorbeikommen kann. Er war einer, der endlich begriffen hatte, dass es démodé ist, nur links oder nur rechts zu sein. Der einsah, dass heutige Politik pragmatische und keine ideologischen Synthesen braucht. So schien er zu sein. Einer, der ein wenig sah unter all den Halbblinden in der helvetischen Politik.

Diese Woche, genau ein Jahr nach seinem grössten Triumph, wird Maudet vom Genfer Kantonsparlament die Immunität aberkannt werden, nachdem ihm schon zuvor diverse Dossiers entzogen worden sind. Er hat, natürlich, volle Kooperation mit der ermittelnden Staatsanwaltschaft signalisiert. Maudet wird wohl eine bedingte Strafe wegen Vorteilmahme im Amt erhalten. Und es ist sein gutes Recht, trotzdem nicht zurückzutreten. Aber es wäre anständig von ihm, wenn er zumindest seinen Rücktritt anbieten würde, aber anscheinend lässt irgendetwas in seinem Hirn das nicht zu. Man weiss, dass der Antrieb unseres Handelns wahrscheinlich einen unbewussten, subkortikalen Ursprung hat. Aber wir könnten, wenn wir wollten, diesen unbewussten Prozessen Einhalt gebieten. Eine Selbstrettung Maudets wäre also kein Ding der Unmöglichkeit. ○

VAPING MADE EASY.

Logic Pro: die clevere E-Zigarette mit austauschbaren Kapseln.



logicvapes.com

Verfügbar bei kiosk, avec, Press & Books und weiteren.

18+ Dieses Produkt enthält Nikotin.



It's that simple.

Fantasievolle Kampagne

Die Grenze zu Italien liegt im Abstimmungspot der Economiesuisse auf dem Gotthard. Das ist nicht die einzige Fragwürdigkeit, mit der der Wirtschaftsverband die Selbstbestimmungsinitiative bekämpft. Von Katharina Fontana

Ein Bündner Käsehändler, der 200 Kilogramm Käse nach Italien liefern soll, wird bei seiner Fahrt über die Alpen am italienischen Zoll brüsk gestoppt. Die Zöllner teilen ihm mit, dass er bloss 100 Kilo nach Italien einführen dürfe – denn «*finito Schengen*», so die Erklärung. Der fluchende Schweizer trifft also nur mit der Hälfte des Käses in Italien ein und wird von der Ladenbesitzerin aufgeklärt, dass die Selbstbestimmungsinitiative (SBI) schuld sei an der neuen Regelung. Der Kurzfilm über den tumben Käsehändler ist Teil der gegnerischen Kampagne gegen das SVP-Volksbegehren, über das in zwei Monaten abgestimmt wird. Produziert wurde er von der breit aufgestellten europapolitischen Bewegung «*stark + vernetzt*», die vom Wirtschaftsdachverband Economiesuisse angeführt wird. Er ist im Internet zu sehen und wurde in Kinos und als Werbespot eingesetzt.

Der Kurzfilm gefällt nicht allen. Denn der angebliche Zollübergang nach Italien befindet sich neckischerweise im Herzen der Schweiz, auf dem Gotthardpass. Namentlich im Tessin sorgte das Video deshalb für Stirnrunzeln. Der *Corriere del Ticino* etwa zeigte sich erstaunt, dass man die Landesgrenze auf den patriotisch besetzten Gotthard verlegt habe und das Tessin damit kurzerhand Italien zuschlage. Bei Economiesuisse weist man eine solche Interpre-

tation weit von sich: Man habe den Film im Frühling gedreht, als viele reale Grenzübergänge in den Alpen noch gesperrt gewesen seien, heisst es auf Anfrage. Deshalb habe man sich mit dem Gotthard beholfen.

Horrorszenarien um Abkommen

Man kann die Kritik am fiktiven Zollübergang als übertriebenen Purismus abtun. Auch dass der Käsefreihandel zwischen der Schweiz und der EU auf dem Agrarabkommen beruht und nichts mit dem Schengen-Vertrag zu tun hat, mag man verzeihen – den Filmemachern schien es offenbar zu kompliziert, die italienischen Beamten «*finito accordo sul commercio di prodotti agricoli*» sagen zu lassen. Wer sich die Kampagne von Economiesuisse genauer anschaut, erhält allerdings den Eindruck, dass sich die Verantwortlichen nicht nur bei Nebensächlichkeiten erfinderisch zeigen, sondern dass auch die Sachargumente gegen die SBI nicht besonders realitätsnah sind.

Das Volksbegehren wird von einer breiten Phalanx bekämpft. Der Wirtschaftsdachverband zählt dabei neben vielen Nichtregierungsorganisationen zu den schärfsten Gegnern. Glaubt man Economiesuisse, steuert die Schweiz auf die wirtschaftliche Apokalypse zu, sollte das Volksbegehren angenommen werden. Neben den üblichen Beschwörungen, dass



Horrorszenario: FDP-Nationalrat Jauslin.

ein kleines Land wie die Schweiz auf verlässliche Beziehungen zum Rest der Welt angewiesen sei und man sich als Exportnation nicht abschotten dürfe, argumentiert Economiesuisse auch mit einer konkreten Zahl. Sie behauptet, dass die 600 Wirtschaftsabkommen der Schweiz, bei denen es nebst den bilateralen Verträgen mit der EU um Themen wie Freihandel, Investitionsschutz, Doppelbesteuerung oder WTO-Regeln geht, gefährdet seien. «Hunderte von Wirtschaftsabkommen müssten unter Umständen neu verhandelt oder gekündigt werden», so der Originalton von Economiesuisse. Auch in der Parlamentsdebatte zur Selbstbestimmungsinitiative geisterten die 600 Abkommen herum, die scheinbar auf Messers Schneide stehen. Ja, der freisinnige Nationalrat Matthias Jauslin toppte die Zahl noch und sprach von rund 5000 völkerrechtlichen Verträgen, die «allesamt überprüft werden müssten» – ein Horrorszenario.

Was ist davon zu halten? Die SBI verlangt, dass bei einem Widerspruch zwischen der Verfassung und einem völkerrechtlichen Vertrag Letzterer angepasst, nötigenfalls gekündigt werden muss. Das gilt auch rückwirkend für bereits bestehende Verträge: Sollten sie gegen die Verfassung verstossen, sind sie anzupassen. Die Economiesuisse scheint nun davon auszugehen, dass zahlreiche geltende Wirtschaftsabkommen der Schweiz, vielleicht sogar alle 600, nicht im Einklang stehen mit der Verfassung. Denkt man das durch, hätten Bundesrat und Parlament also in den letzten Jahren und Jahrzehnten still und leise Hunderte von verfassungswidrigen Wirtschaftsabkommen abgeschlossen. Sie hätten die Bundesverfassung noch und noch verletzt. Wäre dies tatsächlich so, müsste man von einem staatspolitischen Skandal sprechen. Ist es der Economiesuisse damit wirklich ernst?



Reich der Fantasie: Filmstill aus dem Werbespot von «*stark + vernetzt*».

Offenbar nicht oder zumindest nicht so apodiktisch, wie auf Nachfrage klar wird. Laut Jan Atteslander, Leiter Aussenwirtschaft bei Economiesuisse, weisen heute die Abkommen über Landverkehr und Personenfreizügigkeit oder das Freihandelsabkommen mit China Widersprüche zur Verfassung auf. Andere geltende Wirtschaftsabkommen, die gefährdet wären, nennt Economiesuisse nicht. Das Szenario, dass die Schweiz bei einer Annahme der SBI Hunderte von Verträgen reihenweise neu verhandeln oder kündigen müsste, gehört also ins Reich der Fantasie.

Atteslander betont aber, dass die Initiative «alle 600 Wirtschaftsabkommen einem Generalvorbehalt unterstellen» würde. Neue Verfassungsnormen könnten nicht mehr ausgewogen umgesetzt werden. «Bei einer Annahme der Initiativen über die Ernährungssouveränität oder Fair Food etwa würden wir in Konflikt mit den geltenden WTO-Regeln geraten. Die SBI würde uns dann vor die

Es geistert die Zahl von 600 Abkommen herum, die scheinbar auf Messers Schneide stehen.

illusorische Aufgabe stellen, mit den WTO-Mitgliedern Neuverhandlungen zu führen oder den Austritt zu verlangen.»

Für die Demokratie, aber ...

Das ist ein Punkt, der etwas für sich hat. Handkehrum ist es ja aber gerade das Wesen der direkten Demokratie, dass die Stimmberechtigten Veränderungen beschliessen können. Und alle Erfahrungen zeigen, dass sie dies verantwortungsbewusst tun und dabei den besseren Argumenten durchaus zugänglich sind. Die direkte Demokratie sei ein grosser Vorteil der Schweiz, das sehe auch die Wirtschaft so, meint Atteslander. «Die Bevölkerung erwartet jedoch von der Politik, dass ihre Entscheide im Landesinteresse umgesetzt werden. Bei Initiativen geht es ja häufig um ein innenpolitisches Anliegen – ein Bruch mit internationalen Verpflichtungen kann dann durch eine pragmatische Umsetzung im Gesetz verhindert werden. Dadurch konnte die Schweiz bisher den Volkswillen möglichst gut umsetzen und sich gleichzeitig an ihre Verträge halten.»

Genau hier liegt die Crux: Wenn man jeden Staatsvertrag als sakrosankt ansieht, wie es der Wirtschaftsdachverband tut, bleibt in Zukunft immer weniger Raum für eine echte Volksmitsprache. Am Schluss dürfen die Stimmbürger dem Parlament dann noch unverbindliche Anregungen geben oder über Kuriositäten wie die Subventionierung von Kuhhörnern abstimmen, aber nicht mehr über wesentliche Themen wie die Zuwanderung entscheiden. Will man das? ○



Konstanter Sprint: Rekordläufer Kipchoge.

Sport

Kipchoge auf den Fersen

In Berlin wird der Marathonweltrekord geknackt. Ich war's allerdings nicht.

Sonntagmorgen, 9.00 Uhr. Ich reihe mich am Berlin-Marathon ein. Der Wettkampfarzt informiert, man solle «viel und regelmässig trinken». Der Animator am Mikrofon heizt ein. Wir, über 44 000 Laufbegeisterte, klatschen im Takt. Kurz nach 9.10 Uhr: Drei drahtige Afrikaner stehen aufgereiht an der Startlinie. «Jetzt, der Titelverteidiger und amtierende Olympiasieger», brüllt der Speaker: «Eliud Kipchoge!» Wir klatschen begeistert, als wüssten wir, dass der Kenianer vor uns die weltschnellsten Marathonschuhe der Geschichte trägt.

9.15 Uhr, Startschuss. Auf der Grossleinwand sehe ich, wie Kipchoge davonzieht. Wir, die anrollende Masse dahinter, wirken vergleichsweise behäbig, ohne Lücken, Schulter an Schulter.

Vorne spielt die Musik, die Spitzenläufer fressen Kilometer um Kilometer. Vor allem einer: Eliud Kipchoge. Sein explosiver Start mündet in einen konstanten Sprint. Den Halbmarathon, grob 21 Kilometer, absolviert er in 1:01:06; ich, Hobbysportler, bin fast vierzig Minuten

langsamer. In der zweiten Rennhälfte erhöht Kipchoge leichtfüssig die Kadenz, ich nicht. Im Ziel, nach 42,195 Kilometern, waren es für Kipchoge durchschnittlich 2 Minuten 52 Sekunden pro Kilometer – Normalsterbliche vermögen diesem Tempo nicht ansatzweise zu folgen.

Irgendwann, um Kilometer dreissig, ich erschne gequält das Ziel, verkündet ein Helfer per Megafon: «Neuer Weltrekord!» Ob Kipchoge und in welcher Zeit, das war bei diesem Streckenabschnitt nicht mein Hauptproblem. Auf meinen Schlusskilometern höre ich, von Krämpfen geplagt, Lautsprecher: «Der Olympiasieger unterbietet erstmals 2:02:00.» Zu diesem Zeitpunkt, über dreieinhalb Stunden nach dem Start, ist Kipchoge wohl bereits frisch geduscht, massiert, nimmt Gratulationen für seinen historischen Weltrekord von 02:01:39 entgegen. Oder er plant bereits, wie und wann er die magische Zwei-Stunden-Marke unterbieten kann. «Geschichte schreiben» sei ja sein Ziel. Das hat er fürs Erste erreicht. *Roman Zeller*



«Gewaltiger Vorteil»: Hinwils prosperierende Geschäftszone.

Nabel der Welt

Hinwil im Zürcher Oberland fällt aus dem Rahmen. Durch Weltfirmen, Innovationsfreude, Tempo und Persönlichkeiten. Warum ist die Gemeinde am Bachtel so dynamisch unterwegs?
Von Christoph Mörgeli

Dieses Jahr gingen bei der Firma Climeworks die ersten Aufträge ein, um CO₂ aus der Atmosphäre zu entfernen und unterirdisch zu mineralisieren. Mit diesem neuartigen Verfahren können Kunden ihre unvermeidlichen CO₂-Emissionen rückgängig machen und CO₂-Neutralität erreichen. Im Mai 2017 hat Climeworks die erste kommerzielle Filteranlage erstellt – und zwar in Hinwil. Mittlerweile beschäftigt die 2009 gegründete, auf ihrem Gebiet weltführende Aktiengesellschaft – ein ETH-Spin-off der beiden Maschinenbauer Christoph Gebald und Jan Wurzbacher – fünfzig Mitarbeiter. Kernstück ihrer Umwelttechnologie ist ein spezielles Filtermaterial. Bis 2025 will Climeworks ein Prozent der globalen CO₂-Emissionen aus der Luft filtern. Dazu bedürfte es allerdings einer halben Million solcher Anlagen, wie gegenwärtig eine einzige in Hinwil betrieben wird. Was ist so speziell an der Hinwiler Luft? Climeworks ist nämlich das jüngste, aber längst nicht das einzige Hinwiler Weltunternehmen.

Ferag, Belimo und Sauber

Seit den 1950er Jahren bemüht sich Hinwil sehr aktiv um die Ansiedlung von Arbeitsplätzen. Der grosse Armee-Motorfahrzeugpark (AMP)

setzte noch vor der Autobahnanbindung ein Zeichen, wie verkehrsmässig günstig das damalige Bauern- und Arbeiterdorf am Fuss des Bachtels lag. 1960 schloss die Gemeinde einen Landkauf mit der Firma Ferag ab – in freudiger Erwartung von 65 Arbeitsplätzen. Heute beschäftigt die Unternehmensgruppe als Branchenleaderin der verarbeitenden Fördertechnik weltweit 1500 Personen und ist in zwanzig Ländern vertreten. Der Erfolg beruht auf einer von Ingenieur Walter Reist entwickelten schmierfreien Förderanlage für Printmedien. Als weitsichtiger Patron setzte Reist auf ein gutes Betriebsklima, offene Gespräche, Gemeinschaftserlebnisse und überdurchschnittliche Anstellungsbedingungen. Der heute betagte Gründer der Walter Reist Holding AG machte sich zeitlebens Gedanken über gelebtes Unternehmertum und staatsbürgerliche Verantwortung. Mit dem Unternehmerforum Lilienberg in Ermatingen schuf er eine prächtige Diskussionsplattform für Wirtschaft, Politik, Militär und Kultur.

Seit den sechziger Jahren hat sich mindestens jährlich ein neues Unternehmen in Hinwil niedergelassen. Dabei sah die bereits ansässige Textil- und Maschinenindustrie eine aktive behördliche Wirtschaftsförderung nicht gerne, da

sie die Abwanderung qualifizierter Arbeitskräfte befürchtete. Doch hat sich – wie der Historiker Markus Brühlmeier als Verfasser der Hinwiler Ortsgeschichte festhält – die Ansiedlung neuer Industrien in der Zeit der Hochkonjunktur als «gewaltiger Vorteil» erwiesen. So sorgte bei der Hinwiler Frischbeton + und Baustoff AG (FBB) die Euphorie im Strassen-, Wohnungs- und Industriebau für wirtschaftliche Hochstimmung. Die gemeinderätliche Politik der aktiven Industrieförderung genoss auch in der Bevölkerung breite Unterstützung. Unlängst nannte Radio SRF die Anlagen der Kehrrichtverwertung Zürcher Oberland (Kezo) ein «Mekka des Schweizer Metallrecyclings»; der dortige Güsel ist buchstäblich Gold wert, denn mittels der modernsten Schlackensortieranlage des Kontinents können Edelmetalle aus dem Abfall zurückgeholt werden.

1965 hat sich auch die Coop-Zürichsee-Linth-Verteilzentrale in Hinwil niedergelassen, zwei Jahre später der Zentralschlachthof Hinwil AG, welcher die Fleischverarbeitung nach modernsten Standards von Qualität und Tierethik betreibt. Das TCS-Fahrzentrum «Betzholz» bildet das grösste Verkehrssicherheitszentrum der Schweiz; zum dort veranstalteten Festival «Rock the Ring» pilgern

jährlich Tausende von Besuchern. Zu einem Börsenüberflieger hat sich die Belimo Holding (gegründet 1975) entwickelt, die ihre Produktion, Logistik und Verwaltung seit 2002 in Hinwil zusammen gelegt hat. Die Belimo erreicht über 600 Millionen Franken Umsatz und zählt global etwa 1600 Mitarbeitende. Das Weltunternehmen fertigt Ventile und Klappenantriebe zur Regulierung der Luft- und Wasserströme in Gebäuden – mittlerweile für jedes dritte Gebäude auf diesem Erdball. Der schon von den sechs Firmengründern festgehaltene Grundsatz, dass sich der Betrieb auf Montage, Testen und Verpacken der Produkte beschränken soll, erlaubt eine für Industrieverhältnisse ausserordentlich attraktive Rendite. Denn die Bestandteile der Ventile und Antriebe werden von externen Lieferanten angefertigt. So kann die Belimo ihr Geld statt in Maschinen in Forschung, Entwicklung und in die Qualität der Mitarbeiter investieren.

Weltweite Anerkennung geniesst bei allen Hochs und Tiefs die 1970 gegründete Hinwiler Sauber Motorsport AG beziehungsweise das Sauber F1 Team. Der «Rennstall» des sympathischen Peter Sauber engagiert sich seit Jahrzehnten in der Formel-1-Weltmeisterschaft. Er wurde 2005 vorübergehend von BMW übernommen, ging aber 2009 wieder vollständig in den Besitz von Sauber über, der sich eng mit der Scuderia Ferrari verband. 2018 wurde mit Alfa Romeo ein Hauptsponsor gefunden, so dass gegenwärtig die Stammpiloten Marcus Ericsson und Charles Leclerc als «Alfa Romeo Sauber F1 Team» antreten. Vom Fernsehpublikum wurde Peter Sauber zum «Schweizer des Jahres» 2005 erkoren.

Maurer, Blattmann, Zuppiger

Einer echten Volkswahl stellte sich verschiedentlich der Hinwiler Bauernsohn Ueli Maurer. Der Geschäftsführer der Landi-Genossenschaft

wurde nacheinander Gemeinderat, Kantonsrat und Nationalrat und erlangte als erfolgreicher SVP-Präsident landesweite Bekanntheit. 2008 wurde Maurer in den Bundesrat gewählt, wo er zuerst das Verteidigungsdepartement führte und seit 2016 dem Finanzdepartement vorsteht. An der Bundesratsfeier dankte er auf dem Dorfplatz seinen Hinwilern überaus gerührt: «Heichoo isch eifach s Schönschte!» Maurers ehemaliger Armeechef, Korpskommandant André Blattmann, ist ebenfalls in Hinwil aufgewachsen. Beinahe hätte die Gemeinde im Jahr 2011 das Wunder geschafft, mit SVP-National-



Weltweite Anerkennung: Sauber in Hinwil.

rat Bruno Zuppiger sogar einen zweiten Bundesrat zu stellen.

Als Bauern arbeiten heute keine drei Prozent der Werkstätigen mehr. Einer von ihnen ist Heinz Egli im Ortsteil Unterbach bei Wernetshausen, der mindestens so gerne am Computer sitzt, wie er seine Kühe betreut. Der innovative Hinwiler hat die grossen Herausforderungen der Landwirtschaft auf ganz eigene Art gepackt: Er führt zusammen mit seinem Schwiegersohn Andreas Pally die Firma Alpevent GmbH. Seit 17 Jahren organisiert Egli mit einem stattlichen Team von Helfern und unterstützt von regionalen Sponsoren jeweils im August rund drei Wochen lang ein

«Alpenkino» sowie Comedy und Konzerte für jeweils 500 Zuschauer, wobei Strohballen die Stühle ersetzen. In einem runden Dutzend Holzzubern bewirte er ganzjährig Gäste in gewärmtem, reinem Bachtel-Quellwasser – inklusive grandioser Aussicht auf Zürichsee

Das «städtliche Dorf» mit über 11 000 Einwohnern kann 6650 Arbeitsplätze anbieten.

und Alpen.

Gewiss, auch Hinwil war einem steten wirtschaftlichen Wandel unterworfen. Die Textilindustrie ist ebenso verschwunden wie die einstige Traktorenfabrik Bühler oder die Zuckerwarenfabrik Schätti. Auch der touristische Ausbau des Bachtels zu einer Art «Zürcher Rigi» geriet nur in Ansätzen. Dafür florieren Gewerbe, KMU, zahlreiche Dienstleistungsbetriebe und grosse Einkaufszentren.

Gemeindepräsident Germano Tezzele (SVP) hält gerade diesen Mix für entscheidend, dass das «städtliche Dorf am Bachtel» mit über 11 000 Einwohnern 6650 Arbeitsplätze anbieten kann. Die früheren Aussenwachen haben sich auch für Zuzüger zu attraktiven Wohnlagen mit guter individueller und öffentlicher Verkehrserschliessung entwickelt. Ein aktives Vereinsleben und zweijährliche Jungbürgerfeiern sorgen für Zusammenhalt unter den Hinwilern. Gemeindepräsident Tezzele und die Verwaltung arbeiten bewusst kundenorientiert und nach unternehmerischen Grundsätzen. Tezzele hat vor genau fünfzig Jahren das Licht der Welt erblickt; selbstverständlich in Hinwil. Der Gemeindepräsident ist so überzeugt von Hinwils Potenzial, dass er sein eigenes Unternehmen im Bereich der Produkteetikettierung demnächst von Bubi-kon hierher verlegen wird. ○

Feins aus der Ferne – Kräuter vom Dorf.

Olivenveredlerin Regula Wyss ist eine von mehr als 3000 lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Für ihre marinierten Oliven, Tapenaden, eingelegten Tomaten oder Feta verwendet sie frische Kräuter und Gewürze aus der Gegend. Ihre Delikatessen sind im Volg Arch (BE) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

Volg. Im Dorf daheim. In Arch zuhause.

Volg
frisch und fründlich



Wer hält das Megafon in der Hand?

Gespaltene Wirtschaft

Economiesuisse und der Arbeitgeberverband sind in der Steuerreform uneins. Wer gewinnt? Wahrscheinlich nicht die Erwerbstätigen.

Von Beat Gygi und Dorian Stroligo (Illustration)

Die Steuervorlage¹⁷ führt an der Spitze der Wirtschaftsverbände zu einem Zischen und Dampfen. Da kommen Feuer und Wasser zusammen. Das Gesetzespaket zur Reform der Unternehmensbesteuerung, das diese Woche im Parlament unter dem Titel SV17 fertig verabschiedet worden ist, bindet zwei grosse Themen zu einer einzigen Frage zusammen, die etwa so lautet: «Wollt ihr, dass die Unternehmensbesteuerung so verändert wird, dass sie dem Ausland gefällt, und dass gleichzeitig die Lohnbeiträge zur AHV erhöht werden?» Beide Themen sind so fest miteinander verbunden, dass man entweder ja zu beidem sagen kann, oder dann scheitert die Vorlage. Beides oder keins.

Diesen Trick hat seinerzeit der Ständerat ausgeheckt, in der Hoffnung, in Verbindung mit einer scheinbaren AHV-Stärkung könne man die Steuervorlage beim Volk durchdrücken. Dass dies für die Stimmbürger auf eine erpresserische Einengung der Fragestellung hinausläuft, wird in der Öffentlichkeit schon breit diskutiert. Die nächste Frage ist, welche Wirkung

das auf die Willensbildung bei den Wirtschaftsverbänden hat, und das wird sich nächstens zeigen. Erste Anzeichen deuten auf unvereinbare Gegensätze an der Spitze hin.

Economiesuisse hat als Dachverband der Wirtschaft letzte Woche das Ja des Nationalrats zur SV17 sogleich mit einem Fanfarenstoss willkommen geheissen: «Wirtschaft begrüsst Zustimmung des Nationalrats zur Steuerreform.» Economiesuisse gab sich damit als Sprecher im

Aus Sicht der Bürger sind alle Lösungen mit Steuer-AHV-Verknüpfung unsauber.

Namen der Wirtschaft, was insofern zu relativieren ist, als der Verband vor allem die grossen Unternehmen und Branchenverbände vertritt. Aber Moment – hatte es vorher nicht anders getönt? Doch, der Arbeitgeberverband hat vor der Parlamentsdebatte gesagt: «Steuervorlage¹⁷ und AHV nur ohne Lohnbeiträge – und dies im

Namen der gleichen Wirtschaft, die Economiesuisse zu vertreten behauptet.»

Hundert Kabelbinder

Was gilt jetzt? Eigentlich beides. Es gibt eine Arbeitsteilung an der Spitze der Wirtschaftsverbände, in der Art, dass Economiesuisse mit Präsident Heinz Karrer und Direktorin Monika Rühl in den meisten wirtschafts- und finanzpolitischen Themen federführend ist, der Arbeitgeberverband mit Präsident Valentin Vogt und Direktor Roland A. Müller dagegen in allen Dossiers, die Arbeitsmarkt und Sozialpartnerschaft betreffen. Wenn eine politische Kampagne ansteht – vielleicht bald das Referendum gegen die SV17 –, dann schaut man, ob das Thema auf Economiesuisse-Gebiet liegt oder im Garten der Arbeitgeber.

Im Fall der Steuervorlage¹⁷ sind es eben nun zwei Themen – und das eine, die Steuern, liegt bei Economiesuisse, das andere, die AHV, beim Arbeitgeberverband. Da beide Themen mit hundert Kabelbindern fest zusammengebun-

den sind, müsste jetzt Economiesuisse laut ja rufen und der Arbeitgeberverband laut nein, das ergäbe einen schrillen Lärm von der Wirtschafts-Doppelspitze, der in einer Abstimmungskampagne bei einem Referendum eine verwirrende Wirkung hätte. Beide Chefs schweigen zwar noch dazu, solange die Session in Bern noch läuft, aber irgendwie wird man sich einigen müssen.

Zustupf an die AHV

Etwas technisch formuliert, geht es bei der Steuerreform 17 darum, dass einerseits die vom Ausland geforderte Abschaffung besonders günstiger Sonderregelungen für ausländische Statusgesellschaften umgesetzt wird und zum Ausgleich Steuererleichterungen auf breiter Front für Firmen beschlossen werden, und dass andererseits höhere Leistungen aus Lohnprozenten an die AHV geleistet werden, um die Altersvorsorge zu stützen. Economiesuisse hat sich im Frühling, als dieses Paket geschnürt wurde, zwar kritisch geäußert über die Verknüpfung zweier völlig verschiedener Themen, aber zugleich betont, wie wichtig die Lösung des Steuerproblems sei. Der Arbeitgeberverband hat «sachfremde Verknüpfung von Steuer- und Sozialpolitik» ebenfalls und härter kritisiert und angefügt, dass – falls die Politik an einer Verknüpfung festhalte – der Zustupf an die AHV wenigstens nicht aus Lohnbeiträgen bestritten werden soll. Genau dies ist nun in der SV17 vorgesehen.

Andere Verbände, vor allem auch der Schweizer Gewerbeverband, der Hunderttausende von KMU vertritt, stimmen dem Paket SV17 in der jüngsten Form ebenfalls zu, wenn auch mit Zähneknirschen, nach dem Motto: Besser eine solche Lösung als gar keine. Der Druck auf den Arbeitgeberverband ist gross, ebenfalls einen Schwenker in diese Richtung zu machen. Bildlich gesehen: Beim Arbeitgeberverband brennt noch ein kleines Feuer der Freiheit, aber das wird Economiesuisse nun löschen.

Aus Sicht der Bürger sind alle Lösungen mit Steuer-AHV-Verknüpfung unsauber und unverträglich mit direkter Demokratie und freiheitlichen Spielregeln, aber beim schmutzigen Teil kann man noch streiten über die Art und Weise, wie der AHV-Zustupf finanziert wird. Der Arbeitgeberverband wehrt sich dagegen, dass dies über höhere Beiträge der Erwerbstätigen geschieht, weil dadurch die Löhne geschmälert werden. Damit spricht er sich eher für die Position beschäftigungsintensiver Branchen aus, die höhere Lohnkosten vermeiden wollen, weil sie sonst noch ihre letzte Wettbewerbskraft verlören, wie dies etwa im Gast- und Hotelgewerbe der Fall ist.

Economiesuisse dagegen vertritt mit der Konzentration auf die Steuerfrage eher die grösseren Steuerzahler. Diese Woche führte sie zur Frage, wie der AHV-Zustupf finanziert werden soll, einen kühnen Argumentations-Trick vor.

Der Verband rechnete vor, dass die Belastung für die Bürger geringer sei, wenn dies über Lohnbeiträge zur AHV erfolge als über die Mehrwertsteuer, denn die Abgaben auf dem Lohn würden ja zur Hälfte von den Unternehmen getragen. Dass man zu solcher Augenwischerei greift – alle Abgaben sind Lohnschmälerungen, ob sie bei der Firma oder beim Angestellten verbucht werden –, zeigt, dass im Kampf um das Steuerpaket jedes Register gezogen wird. Zwischen Economiesuisse und Arbeitgeberverband wird es einen Kampf darum geben, welcher Chef in der Öffentlichkeit das Megafon in die Hand erhält, und vieles deutet darauf hin, dass Economiesuisse sich durchsetzen wird.

Aber was passiert nachher? Der Steuerteil der Steuervorlage 17 wird ja nicht besser durch die Verbindung mit der AHV-Aufstockung, und die Mängel im Steuerteil sind offenbar so gravierend, dass eine Umsetzung durch die Kantone wenig wahrscheinlich ist, selbst wenn die Bun-

Beim Arbeitgeberverband brennt noch ein kleines Feuer der Freiheit, das wird Economiesuisse nun löschen.

desebene sie beschliesst. Christoph Schaltegger, Professor für Politische Ökonomie an der Universität Luzern, weist seit längerem darauf hin, dass die SV17 nicht so funktionieren kann, wie in der Vorlage versprochen, weil viele Kantone gar nicht den Anreiz haben, ihren Anteil dazu zu leisten. Zahlreiche Kantone stellen in der Steuervorlage 17 ja in Aussicht, ihre effektiven Gewinnsteuersätze für Unternehmen auf ein Niveau von 12 bis 14 Prozent zu senken. Sie erhalten dafür vom Bund gemäss Plan mehr als eine Milliarde an Subventionen, die Frage bleibt aber, ob sie den Plan umsetzen oder einfach das Geld nehmen werden.

Nach der Einschätzung Schalteggers, der im Thema Finanzausgleich und Steuerreform zu den führenden Fachleuten zählt, steht der Finanzausgleich vielerorts der Umsetzung der kantonalen Versprechen entgegen. Wenn im Kanton Solothurn zum Beispiel eine Firma hundert Franken mehr Gewinn erzeugt, dann hat der Kanton am Schluss heute einen Verlust von fast neun Franken, weil die Abschöpfung durch den Finanzausgleich die Rechnung dominiert. Auch nach den Regeln der SV17 liegt der Saldo immer noch 2 Prozent im Minus. Viele Kantone sind in dieser Lage, ihre Finanzchefs wären unvernünftig, wenn sie die SV17-Steuersenkungen umsetzen würden.

Droht eine schwarze Liste?

Schaltegger äussert Zweifel daran, dass dieses Paket im Falle eines Referendums die Stimmbürger überzeugen würde. Dem verbreiteten Argument, zu dieser Reform gebe es keine Alternative, hält er entgegen, dass Ständerat Martin Schmid in der Debatte einen Vorschlag unterbreitet habe, der mit pragmatischen Anpassungen der Besteuerung und des Finanzausgleichs viel schlanker ausfallen würde als das in der Steuervorlage 17 vorgesehene komplexe Geflecht aus Bundessubventionen und neuen Steuerregimes in den Kantonen. Was passiert nun, wenn die Kantone nach Annahme einer SV17 tatsächlich nichts tun? Käme die Schweiz auf schwarze oder graue Listen? Wohl kaum, hört man von Fachleuten, schliesslich würden sich die Niederlande ja auch Zeit lassen für eine Anpassung ihrer Steuerregimes bis 2020 oder länger. Zudem hätte man mit untätigen Kantonen etwa das erreicht, was die USA heute praktizierten: Auf Bundesebene konform sein mit internationalen Vorgaben, auf Bundesstaats- oder Kantonsebene nach eigenen Vorlieben handeln. ○

FOKUS KMU
Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

SwissSkills 2018: Spannung, Hochleistung und Emotionen

ab Montag, 24. September 2018, täglich um 17.35 Uhr auf

TELE BÄRN **TELE M** **TELE ZÜRICH**

und ab Montag, 1. Oktober 2018, täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z

und unter:
www.fokus-kmu.tv

Ausweitung der Tabuzone

Der Minderheitenschutz treibt neue Blüten. Nun soll auch die Diskriminierung wegen der sexuellen Orientierung und der Geschlechtsidentität strafbar werden.

Von Katharina Fontana

Der Fall hatte international Aufsehen erregt. Ein Konditor aus Colorado, Jack Phillips, hatte sich 2012 geweigert, einem schwulen Paar eine Hochzeitstorte zu backen. Phillips führte religiöse Gründe an: Als gläubiger Christ sei es ihm nicht möglich, mit einer Torte die Ehe zwischen Gleichgeschlechtlichen zu unterstützen, das Paar solle sich mit seinem Wunsch an einen anderen Bäcker wenden. Die Hochzeiter werteten dies als Diskriminierung und klagten gegen den unwilligen Konditor. Auf beiden Seiten stiessen Lobbyorganisationen dazu, der Rechtsstreit gelangte nach mehreren Jahren bis zum Obersten Gerichtshof der USA. Dieser gab Phillips im vergangenen Juni recht: Die religiösen Überzeugungen des Konditors seien angemessen in Betracht zu ziehen, sagte der Gerichtshof.

Welche Witze sind noch zulässig?

Würde Phillips in der Schweiz leben, müsste er wohl bald mit einer Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder einer Geldstrafe rechnen. Dies, weil er sich der Diskriminierung von Homosexuellen schuldig gemacht hätte. Nächste Woche wird der Nationalrat als Erstrat darüber diskutieren, ob der sogenannte Antirassismus-Artikel im Strafgesetzbuch erweitert werden und neben den heutigen Kriterien Rasse, Ethnie und Religion zusätzlich auch die sexuelle Orientierung und die Geschlechtsidentität umfassen soll. Demnach würde sich also künftig strafbar machen, wer öffentlich gegen Homo- oder Bisexuelle sowie gegen Trans- und Intersexmensen hetzt, sie herabsetzt oder ihnen – wie im Fall von Phillips – eine für die Allgemeinheit bestimmte Leistung vorenthält.

Zwar können sich Homosexuelle, Transmensen usw. – wie alle anderen Personen auch – schon jetzt mit den Ehrverletzungsdelikten gegen Beleidigungen oder Beschimpfungen wehren. Doch das wird immer mehr als ungenügend erachtet. Jede sexuelle Minderheit müsse auch als Kollektiv vor Benachteiligungen geschützt werden, fordern internationale Menschenrechtsorgane. Eines ihrer Sprachrohre ist der Walliser SP-Nationalrat Mathias Reynard, Initiant der geplanten Gesetzesänderung. Es sei inakzeptabel, dass man sich gegenüber einer Gemeinschaft diskriminierend äussern könne, die Schweiz müsse endlich handeln. Reynard hat gute Chancen, im Parlament eine Mehrheit zu finden. In der Vernehmlassung hatte sich zwar nebst der SVP auch die FDP dezidiert gegen den Ausbau der Strafnorm ausgesprochen, in der vorberatenden Kommissi-



Lieblinge des Zeitgeists.

sion stimmten die Freisinnigen dann aber mehrheitlich für die Vorlage.

Der Antirassismus-Artikel zählt zu den umstrittensten Bestimmungen des Strafgesetzbuches. Seit seiner Einführung 1995 sorgt er immer wieder für Streitigkeiten und für teils lächerliche gerichtliche Auseinandersetzungen. Es gibt reihenweise Urteile dazu, welche Aussagen als rassistisch zu gelten haben, welche Witze noch zulässig sind. Dem Bundesgericht ist es im Laufe der Zeit gelungen, einigermassen verlässliche Grenzen zu ziehen und deutlich zu machen, dass die Rassismus-Strafnorm als Mittel für extreme Fälle anzusehen ist. Sie ist nicht dazu da, jedes unanständige Verhalten, jede verbale Entgleisung, jede moralisch fragwürdige Handlung zu ahnden, sondern soll grobe Störungen des friedlichen Zusammenlebens verhindern. Dass Homosexuelle oder Trans- und Intersexmensen in der Schweiz heute als Gruppe gemobbt und drangsaliert würden, lässt sich indes nicht behaupten. Warum sie speziellen strafrechtlichen Schutz benötigen sollen, ist deshalb nicht einsichtig. Sicher, es mag in gewissen Kreisen Vorurteile gegenüber sexuellen Minderheiten geben. Doch auch andere Bevölkerungsgruppen (man denke nur an den feministischen Hashtag #MenAreTrash) müssen mit Aversionen leben. Es besteht nun einmal kein Recht

darauf, von allen gleichermassen gemocht zu werden.

Professor Niggli: «grosser Fehler»

Gar nichts von der geplanten Erweiterung des Antirassismus-Artikels hält Strafrechtsprofessor Marcel Niggli, der ein Standardwerk zur Rassendiskriminierung geschrieben hat. Die Strafnorm müsse in erster Linie eine Handhabe gegen verquere Neonazis bieten und sich auf einen engen Kern von Handlungen beschränken, andernfalls verliere sie jegliche Kontur, sagt er. Wenn man beginne, sie zu öffnen und immer mehr Gruppen als Diskriminierungsopfer anzusehen, sei das der Anfang vom Ende. «Wenn am Schluss jeder ein Rassist ist, ist niemand mehr einer.» Auch ist für Niggli nicht einsichtig, warum die Parlamentarier auf die sexuellen Minderheiten fokussieren. «Wenn man aus der Strafnorm schon einen allgemeinen Diskriminierungsartikel machen wollte – was aus meiner Sicht ein grosser Fehler wäre –, dann müsste man doch zuerst an die Frauen denken. Oder an Alte, Behinderte und Ausländer. Von ihnen gibt es schliesslich mehr.»

Das stimmt zweifellos, und diese Argumente sollten auch den Parlamentariern einleuchten. Doch im Moment sind die sexuellen Splittergruppen die Lieblinge des Zeitgeists. Ihnen will man keinen Wunsch abschlagen. ○

Unerwünschtes Geschenk

Der Kanton Zürich will ins Limmattal eine Bahn bauen, welche die drei betroffenen Gemeinden gar nicht wollen. Die Einwände der Gegner werden übergangen. Ein merkwürdiges Stück Demokratie.

Dreimal Nein. So lautete im November 2015 das Abstimmungsresultat über die Gesamtvorlage zum Bau der LimmattalBahn in den Gemeinden, durch die das «Jahrhundertbauwerk» führen soll. Im Bezirkshauptort Dietikon lag der Nein-Stimmenanteil bei 64 Prozent, in Schlieren bei 57 Prozent und in Urdorf bei 53 Prozent. Der ganze Bezirk lehnte die Vorlage mit 54 Prozent ab. Weil aber alle anderen Bezirke klar zustimmten, wurde die Vorlage mit mehr als 60 Prozent Ja-Stimmen dennoch angenommen. Der Bezirk Dietikon bekommt also gegen seinen Willen ein 510-Millionen-Franken-Projekt aufs Auge gedrückt.

Falsche Linienführung

Geplant ist, dass die sogenannte Stadtbahn Limmattal vom Bahnhof Zürich Altstetten bis nach Killwangen (AG) verkehrt und dabei auf einer Länge von 13 Kilometern 27 Haltestellen bedient. Die erste Etappe bis nach Schlieren befindet sich bereits im Bau, über die zweite Etappe bis nach Killwangen wird am 23. September dieses Jahres gesondert nochmals abgestimmt, weil die Gegner dagegen eine Volksinitiative zustande brachten. Bernhard Schmidt aus Dietikon ist einer der engagiertesten Kämpfer gegen die LimmattalBahn. Der erklärte ÖV-Fan, der kein Auto besitzt, ist nicht grundsätzlich gegen die Bahn, er kann aber nicht hinter dem vorliegenden Projekt stehen, weil die betroffene

Region politisch übergangen wurde. «Mit der Planung hat man vor vielen Jahren begonnen, sie ist heute nicht mehr zeitgemäss», sagt er.

Schmidt stört sich vor allem an der Linienführung der Bahn, die der baulichen und demografischen Entwicklung der Gemeinden keinerlei Rechnung trage und mehrmals stark befahrene Strassen, darunter die Autobahn-Einfahrt und -Ausfahrt Urdorf Nord, quere, was zu Stau führe. Zudem verliefen die Geleise praktisch parallel zur S-Bahn. Man habe stur an der ursprünglichen Planung festgehalten und nie in Varianten gedacht. Deshalb erschliesse die Bahn keine neuen Gebiete, sondern ersetze vor allem den Bus. Viel besser würde man die Bahn in die stark gewachsenen Quartiere auf der Nordseite der Limmat führen.

Enttäuscht ist Schmidt auch, weil die Argumente der Gegner ignoriert werden. Selbst alle Kantonsräte aus dem Bezirk Dietikon und viele Gemeinderäte lehnen die Volksinitiative ab und politisieren am Volk vorbei. Kein Wunder, fühlen sich die Gegner, die notabene in der Mehrheit sind, nicht angemessen vertreten. «Um eine bessere Lösung suchen zu können, muss zuerst das

geplante Projekt gestoppt werden», gibt sich Schmidt kämpferisch und appelliert an die Solidarität mit dem Limmattal. Nur weil angeblich schon 30 Millionen Franken verplant wurden, dürfe das Projekt nicht angenommen werden. Mit einer Initiative, über die im September in Dietikon abgestimmt wird, wollen die Gegner wenigstens im Kleinen mitbestimmen können: Die Stadt soll alle Ausgaben ab 50 000 Franken für flankierende Massnahmen zugunsten der LimmattalBahn dem Volk unterbreiten müssen.

Ernst Stockers leeres Versprechen

Man merkt Schmidt den Ärger an, mittlerweile ist nach dem langen Kampf auch Resignation dazugekommen. Die Vertreter der LimmattalBahn AG machten sowieso, was sie wollten, und planten am Volk vorbei. Weil die Gegner von Anfang an konsequent ignoriert, nicht angehört und nicht ernst genommen wurden, hat Schmidt Zweifel an der Demokratie bekommen. Es könne doch nicht sein, dass mit viel Steuergeld etwas gebaut werde, das die Betroffenen nicht wünschten. Dabei habe Regierungsrat Ernst Stocker (svp.), als er noch Vorsteher der



Sture Planung.

Volkswirtschaftsdirektion war, gesagt, dass die LimmattalBahn nicht gebaut werde, wenn die Gemeinden Schlieren und Dietikon dagegen seien. Diese Aussage ist heute nur noch Schall und Rauch und tönt in Schmidts Ohren wie ein Hohn. «In Tat und Wahrheit wird das Projekt einfach durchgepaukt.»

Michael Baumann


ZENITH
SWISS WATCH MANUFACTURE SINCE 1865

DEFY EL PRIMERO 21

ZENITH, THE FUTURE OF SWISS WATCHMAKING



Erinnerungen an Schauprozesse wie bei George Orwell, Umkehr der Beweislast inbegriffen: Jurist Maassen, Kanzlerin Merkel.

Merkels Treibjagd

Ein couragierter deutscher Spitzenbeamter sagt die Wahrheit und muss seinen Posten räumen. Der Fall des deutschen Verfassungsschützers Hans-Georg Maassen hat Züge einer Polit-Psychose.

Von Roger Köppel

Wie viel Meinungsäußerungsfreiheit gibt es noch in Deutschland? Darf ein deutscher Spitzenbeamter öffentlich die Wahrheit sagen, auch wenn es der Regierung nicht gefällt?

Der alte Kollege aus Berliner Tagen winkt ab: «Bitte zitieren Sie mich nicht. Man muss heute jedes Wort genauestens abwägen in Deutschland, sonst ist man sofort in der rechten Ecke. Die Atmosphäre ist hysterisch aufgeladen.» Wer differenziert, ist schon ein Rechter.

Der landesweit prominente Journalist, der einmal ziemlich weit links aussen war, gibt nur unter der Zusicherung absoluter Anonymität Auskunft: «Natürlich hat Maassen in der Sache völlig recht. Merkel erzählte Unsinn,

als sie Ende August von rechten Hetzjagden auf Ausländer in Chemnitz sprach.»

Giftiger Cocktail

«Chemnitz», «Maassen», «Hetzjagden»: Die Begriffe sind für die Regierung ein giftiger Cocktail. Sie sind das Symptom nicht nur einer schwelenden Führungskrise. Der Publizist Henryk M. Broder spricht von einer «Wirklichkeitsallergie» in den tonangebenden Kreisen von Berlin.

Am Telefon erreiche ich einen früheren sozialdemokratischen Bundesminister. «Es ist verrückt», legt er ungefragt los, «die wollen die ganze Opposition, die AfD, zu Neonazis stempeln. Jeder, der gegen Merkels Migrationspolitik ist, ist ein Neonazi. Nazis, überall. Un-

fassbar. So treibt man den Rechten scharenweise Wähler zu.»

Und was ist mit Hans-Georg Maassen, dem Präsidenten des deutschen Verfassungsschutzes, der Merkel kritisierte und ins Visier der Politik und der meisten Medien geriet?

Der Ex-Minister kennt den Angeschuldigten persönlich: «Hier geht es darum, einen verdienten, fähigen, integren und äusserst leistungsfähigen Beamten abzuschliessen, nur weil er es gewagt hat, der Kanzlerin zu widersprechen.»

Ganz ähnlich drückte es zuvor auch der Journalist aus: «Merkel setzte mit dem Wort <Hetzjagden> die Vorgänge von Chemnitz sozusagen mit den Nazipogromen der Reichskristallnacht von 1938 gleich. Das ist ungeheuerlich. Maassen trat diesem Unsinn



Tötung, die viele auch als kaltblütigen Mord bezeichnen. Richtig Öl ins Feuer gossen dann aber die Behörden in Berlin. Kanzlerin Merkel sprach von «Hetzjagden auf Ausländer» in Chemnitz. In Talkshows und in der Weltpresse war von «Pogromstimmung» in Sachsen die Rede. In allen Köpfen lief der gleiche Film: Jetzt übernehmen Nazis im Osten die Macht. Vom straffälligen Asylanten redete niemand.

Fabrizierte Wirklichkeiten

Selten ist auf der Grundlage von so wenig so viel behauptet und aufgebauscht worden. Interessanterweise schien sich anfänglich gar nie-

Dann zerpflückte Maassen Merckels Hauptquelle, das Wackelvideo der Gruppe «Antifa Zeckenbiss».

mand dafür zu interessieren, wo denn Merkel die Beweise für ihre ungeheuerliche Behauptung herhatte. Erst nach ein paar Tagen rückte ihr Sprecher Steffen Seibert mit der peinlichen Erklärung heraus, dass man sich auf Meldungen in den sozialen Medien und vor allem auf ein Video abgestützt habe, das im Internet kursierte.

Besagtes Video wurde von einer linksaktivistischen Gruppe namens «Antifa Zeckenbiss» unter dem Titel «Menschenjagden in Chemnitz» in den digitalen Orbit geschleudert. Was immer auf diesem Videofilmchen von ein paar Sekunden zu sehen ist – es ist keine Menschenjagd, und schon gar nicht sind es Menschenjagden im Plural, wie Merkel die Botschaft dieser Aktivistenpropaganda im Feuereifer eins zu eins übernommen hatte.

Was zeigt der Film? Wir sehen einen Demonstranten, der einem ausländisch aussehenden Mann über ein paar Meter hinterherrennt und dann, ohne den Ausländer auch nur berührt zu haben, wieder in den Umzug zurückkehrt. Hetzjagd? Menschenjagd? Im Gegenteil: Hier findet keine Jagd statt, sondern hier verjagt, verscheucht einer einen anderen, wobei wir nicht wissen, was der Verscheuchte dem Verscheucher allenfalls angetan hat, bevor das geschnittene Filmchen ansetzt.

Solche Differenzierungen waren im Getümmel weniger gefragt. Die Regierung hatte die Parole ausgegeben, und alle beteten sie nach: In Chemnitz gab es Hetzjagden auf Ausländer. Einziger Beweis war das Kanzlerwort auf der Grundlage dieses Films, der allerdings keine Hetzjagden zeigte. Wer sich zweifelnd vorwagte, wurde von Inquisitoren gesichtern umzingelt und als Verharmloser etikettiert. Schon damals konnten alle, die es sehen wollten, die Wahrheit sehen, aber die meisten wollten eben nicht sehen.

Gespentisch war, wie das polit-mediale Wahrheitskartell die bald folgenden Meldungen der sächsischen Behörden abtropfen liess,

es lägen keinerlei Beweise für Hetzjagden in Chemnitz vor. Merkel mäkelte, man solle doch mal bitte keine Wortklaubereien betreiben. In den Medien, die bei Maassen dann jedes Wort zerklauten, wagte sich kaum noch einer vor, eine alternative Sichtweise anzubieten. Man hatte sich ja darauf verständigt, geeinigt, unter Ausgrenzungsandrohung für einverstanden erklärt, die von oben verbreitete Wahrheit über Chemnitz widerspruchsfrei nachzubeten.

Handgranaten in die Scheinwelt

Um ein Haar wären sie mit dieser Fabrikation der Wirklichkeit auch durchgekommen, doch dann kam Hans-Georg Maassen mit seinem Interview am 7. September 2018 in der *Bild*-Zeitung. Maassen ist der Präsident des deutschen Verfassungsschutzes, ein angesehener Jurist und Asylexperte, CDU-Mitglied, der nie ein Geheimnis aus seiner Kritik an Merckels Politik der offenen Grenzen gemacht hatte. Als oberster Verfassungsschützer ist er verantwortlich dafür, dass sich in Deutschland keine demokratiefeindlichen Kräfte ausbreiten, zum Beispiel Manipulationen oder Fehlinformationen zur Irreführung des Bürgers.

Mit diesem Ansatz dürfte er sich hinteres Mikrofon der *Bild*-Zeitung gesetzt haben. Maassen formulierte es juristisch präzise, mit einer Nüchternheit, die seine Gegner auf die Palme trieb: «Die Skepsis gegenüber den Medienberichten zu rechtsextremistischen Hetzjagden in Chemnitz wird von mir geteilt. Es liegen dem Verfassungsschutz keine belastbaren Informationen darüber vor, dass solche Hetzjagden stattgefunden haben.»

Dann zerpflückte Maassen Merckels Hauptquelle, das Wackelvideo der Gruppe Antifa Zeckenbiss: «Es liegen keine Belege dafür vor, dass das im Internet kursierende Video zu diesem angeblichen Vorfall authentisch ist. [...] Nach meiner vorsichtigen Bewertung sprechen gute Gründe dafür, dass es sich um eine gezielte Falschinformation handelt, um möglicherweise die Öffentlichkeit von dem Mord in Chemnitz abzulenken.»

Maassen bezog sich, wie er später ausführte, auf den Video-Titel «Menschenjagden in Chemnitz». Der Aufschrei der Journalisten und der Politiker war gewaltig, aber Maassen hatte recht: Dieses Video mit seinem Titel war eine «gezielte Falschinformation», und eigentlich liegt der Skandal darin, dass die Bundesregierung einer solchen Fake News aufsitzt, ja ihr noch die Weihen einer höheren offiziellen Wahrheit verleiht.

Hätte er Trump kritisiert, wäre er ein Held

Wenn Hans-Georg Maassen ein obskurer Regierungsangestellter unter Donald Trump gewesen wäre und den Präsidenten mit hanebüchenen Anschuldigungen angriffen hätte, sogar anonym, wäre er für die deutschen Medien ein Held. Weil er aber selber hinstand, die

richtigerweise entgegen. Deshalb muss er jetzt gegangen werden.»

Hier spricht kein AfD-Mitglied, sondern einer der prominentesten und angesehensten Publizisten Deutschlands.

Am Anfang war Chemnitz

Doch der Reihe nach. Was ist in der Bundesrepublik los? Worum geht es im Fall Maassen?

Am Anfang steht Chemnitz. Ende August wurde ein unbewaffneter 35-jähriger Familienvater mutmasslich von einem Asylbewerber mit fünf Messerstichen umgebracht. Der Hauptverdächtige ist ein abgewiesener Asylant, der das Land längst hätte verlassen müssen. Im Gefolge der schrecklichen Tat kam es zu spontanen Demonstrationen. Die meisten Protestierenden waren normale Chemnitzer, aber es marschierte auch eine Minderheit von Neonazis mit. Sie skandierten fremdenfeindliche Parolen, einzelne Provokateure zeigten in die Kameras den Hitlergruss.

Die Medien bliesen die Nazi-Ausschweifungen, die nicht repräsentativ waren, gross auf. Bald war die Empörung über die Demonstrationen grösser als die Empörung über die

Wahrheit sagte und nicht Trump, sondern der deutschen Kanzlerin widersprach, ist er für die meisten Meinungsmacher ein Nestbeschmutzer, eine fragwürdige Figur, die sich obendrein auf die falsche politische Seite schlug.

Es war absurdes Theater, eine Mischung aus Dürrenmatt und Kafka. Die gleichen Journalisten, die Merkmals Verleumdung der Demonstrationen in Sachsen noch willfährig und ohne Gegenfrage geschluckt und brandbeschleunigend verbreitet hatten, stellten sich nun im Schnellgericht gegen den mutigen Beamten, der genau das machte, was deutsche Journalisten sonst eigentlich von sich und ihren Bürgern verlangen: Er zeigte Zivilcourage und konterte in einem wichtigen Thema der Regierung.

Die Vorgänge erinnerten an einen Schaulprozess fast wie bei George Orwell, Umkehr der Beweislast inbegriffen. Nicht die Kanzlerin müsse Belege bringen für ihre Hetzjagden in Chemnitz, die übrigens auch der sächsische Staatsanwalt längst dementiert hatte, sondern Maassen solle doch gefälligst beweisen, dass es keine Hetzjagden in Chemnitz gegeben habe. Man warf dem Verfassungsschützer vor, er habe sich unscharf ausgedrückt, seine Kompetenzen überschritten, nicht den richtigen Ton gefunden und, vor allem, mit seinen Äusserungen habe er sich «zum Verbündeten rechter Verschwörungstheorien gemacht».

Gesinnung statt Fakten

Der eben zitierte Satz der SPD-Vorsitzenden Andrea Nahles brachte immerhin Klarheit ins Gefecht. Er zeigte, dass es hier nie um Fakten gegangen war, sondern immer nur um Gesinnung. Maassen mochte die Wahrheit sagen, aber seine Einstellung ist falsch, denn sie hilft der falschen Seite. Nahles: «Maassen muss gehen, und ich sage euch, er wird gehen.» Warum eigentlich? Weil er die Wahrheit gesagt hatte? Was für ein Schauspiel des Obrigkeitsstaats: Journalisten, vor allem die öffentlich-rechtlichen, stellten sich mit den Linken wie Prätorianer gegen Maassen vor die Kanzlerin. Man war sich einig bis hin zu bürgerlichen Zeitungen: «Herr Maassen, Sie sollten gehen» (*Die Welt*).

So wurde aus den falschen Hetzjagden von Chemnitz eine richtige Treibjagd auf den mutigen Beamten. Auch in der Politik suchte man vergeblich nach Leuten, die aus dem Mainstream ausscherten, um sich unmissverständlich vor den Verfassungsschützer hinzustellen. Bundesinnenminister Horst Seehofer (CSU), müde und mürbe geworden durch seine Kehrtwendungen, sprach Maassen nach einem Verhör zwar lauwarm sein Vertrauen aus, aber als es hart auf hart zuging, hielt auch er nicht am Präsidenten fest. Maassen wurde am Dienstagabend wegbefördert.

Das Drama um Maassen ist das Drama der deutschen Politik. In den absonderlichen Vorgängen offenbart sich die unglaubliche Schwäche der amtierenden Regierung. Die SPD ist im

freien Fall und schlägt wild um sich. Die CSU liegt am Boden und droht zu Hause in Bayern eine historische Niederlage einzufahren. Merkmals CDU ist nur noch das Hologramm der Partei, das sie einmal war, entkernt und ausgehöhlt von einer Kanzlerin, die sich so sehr nach links orientiert hat, dass rechts eine neue ernsthafte Konkurrenz entstehen konnte.

Die Regierungsparteien sind so ratlos, dass sie sich in ihrem Sinkflug nur noch an etwas Gemeinsames klammern können, an den Popanz einer massiv aufgeblasenen rechtsextremen Gefahr. Die vermutlich letzte verlässliche Konsensgrundlage in Berlin ist der gemeinsame Hass auf die AfD, die den ganzen Unmut, den Ärger und das fundierte Misstrauen vieler Deutscher gegen die Regierung bündelt.

Alle sind rechtsextrem

Da man es nicht geschafft hat, die AfD mit Argumenten auszubremsen, versucht man es jetzt mit der Nazikeule. Auch das steckt hinter dem Kesseltreiben gegen Maassen. Der Verfassungsschutzpräsident gehörte, obwohl CDU-Mitglied, zu den frühen Kritikern von

Das Schützengraben-Ambiente in Deutschland ist vielen, vermutlich den meisten unerträglich.

Merkmals Flüchtlingspolitik. Er leistete, wie man aus seinem Amt hört, einen gewissen Widerstand vor allem gegen die Versuche der Linken, die AfDler als potenzielle Verfassungsfeinde vom Staatsschutz ausspionieren zu lassen. Maassen habe sich auf den Standpunkt gestellt, man solle die Opposition doch im politischen Wettbewerb bekämpfen.

Diese grundvernünftige Position machte Maassen auch bei den führenden linken Leitmedien, allen voran dem *Spiegel*, verdächtig. Das Hamburger Blatt versucht Maassen seither als willigen Steigbügelhalter der AfD zu entlarven. Bis jetzt vergeblich. Von seinen insgesamt 237 Politikertreffen der letzten Jahre betrafen nachweislich nur fünf die ungeliebte Rechtspartei, die dem Establishment einheizt. So eng scheinen Maassens Kontakte nach rechts nun doch nicht zu sein.

Merken wir etwas? Maassen legte sich direkt in die innenpolitische Schusslinie, als er den Plan der Linken und der geschwächten Merkel durchkreuzte, die Vorgänge von Chemnitz zur Wahlkampfzettel gegen die AfD umzuschmieden. Merkel und die Linken wollten das trübe Süppchen des Rechtsextremismus derart hoch- und grosskochen, damit sie die AfD darin versenken konnten. Maassen jedoch widersprach den «Hetzjagden» und rückte stattdessen die Asylkriminalität von Chemnitz wieder in den Fokus. Was für Merkel und Co wie ein Steilpass für die Opposition aussah, waren nur Fakten aus der Wirklichkeit.

So läuft es heute in Deutschland. Wer sich nicht ritualhaft von rechts abgrenzt, wer sich nicht die offiziellen Konstruktionen der Wirklichkeit zu eigen macht, landet früher oder später in der rechten, wenn er unbelehrbar bleibt, in der rechtsextremen, Ecke. Der Vorteil der Nazi- und der Rechtsextremen-Keule liegt darin, dass niemand so genau sagen kann oder sagen will, was «Nazi» und «rechtsextrem» eigentlich bedeuten. Das macht den Begriff zur idealen Allzweckwaffe.

Aufschlussreich ist ein Artikel im neusten *Spiegel* über Maassen. Der Verfassungsschützer soll mit subtilen Deutungen als «Hardliner» entlarvt, ins rechte Eck geschoben werden. In seiner Doktorarbeit zur «Rechtsstellung des Asylbewerbers im Völkerrecht» fänden sich Sätze und Meinungen, schreibt der *Spiegel*, die «weit rechts» zu verorten seien. Zum Beispiel sei die Rede von «unkontrollierter Einwanderung» und «steigender Asylkriminalität». Oder ganz schlimm: «Das, was Asylrecht heute in Europa kennzeichnet, ist sein Missbrauch.» Was der *Spiegel* als «weit rechts» bezeichnet, ist heute im Asylwesen deutsche Realität. Ist die Realität für den *Spiegel* rechtsextrem?

«Sie wollen uns an die Lebensäfte»

Deutschland steckt im umgekehrten McCarthy-Modus. Wo der alte US-Senator in den fünfziger Jahren nur noch «Rote» sah, wittern die Regierenden und ihre Medien nur noch Rechts-extreme und Nazis. Bezogen auf die Nazi-gefahr, befinden wir uns in der Eröffnungsszene von Stanley Kubricks Kalter-Krieg-Satire «Dr. Strangelove», als der US-General Jack D. Ripper mit irrem Augenglühen erzählt, wie ihnen die Russen «an die Lebensäfte» wollen. McCarthy stürzte, als er sich in den Wahn verrannte, auch US-Präsident Eisenhower sei möglicherweise Kommunist.

Das moralisierende Schützengraben-Ambiente in Deutschland ist vielen, vermutlich den meisten Deutschen unerträglich. Man leidet sichtlich darunter, dass privat offen geredet und gestritten wird, aber sobald die Öffentlichkeit zuhört, kriecht wie radioaktiver Nebel die politische Korrektheit, der Moralismus in die Diskussionen. Jeder muss dem anderen beweisen, dass er auf keinen Fall rechts ist. Die meisten Talkshows im öffentlich-rechtlichen Fernsehen laden fast nur noch Gleichgesinnte ein.

Manchmal sind es Kleinigkeiten, scheinbare Nebensächlichkeiten, die eine Regierung, die den Zeitgeist zum Einsturz bringen. Vielleicht ist der «Fall Maassen» so eine Kleinigkeit. Er macht deutlich, wie schwach die Kanzlerin und ihre Leute und die sie abschirmenden journalistischen Hilfstruppen geworden sind. Mit Chemnitz ist etwas ins Rutschen geraten. Man köpft jetzt schon Geheimdienstchefs, wenn sie nicht sagen, was die Regierung hören will. Ist das noch eine Demokratie? ○



VIP-Yachtferien Malediven

Privatyacht-Reise der Extraklasse

Traumhafte Atolle, türkisfarbene Lagunen, weisser Sandstrand, sattgrüne Kokospalmen und ewiger Sonnenschein: Die Schönheit der Malediven lässt sich am besten auf und in den ruhigen Gewässern des Indischen Ozeans entdecken. Mit unserer Privatyacht führen wir Sie zu unberührten Inseln, weitab vom Tourismus.

Die Malediven sind ein geologisches Wunder, Insel reiht sich an Insel, einer prächtigen Perlenkette gleich. Die Riff-Formationen zählen zu den grössten Naturwundern der Erde. Unsere Privatyacht steuert die sonst nur schwer erreichbaren Inseln im Indischen Ozean an. Freuen Sie sich auf geruhsame Fahrten von Insel zu Insel und bewundern Sie die langsam vorbeiziehende Natur. Sie entspannen sich an Deck, geniessen kulinarische Köstlichkeiten oder erholen sich im grossen Wellnessbereich. Die 26 Crewmitglieder verstehen es, Sie zu verwöhnen. Beim Schwimmen, Schnorcheln und Tauchen entdecken Sie exotische Fische im warmen und kristallklaren Wasser.

Ihre Privatyacht:

50 Meter lang; 4 Decks; 14 Gästekabinen; Panorama-Sonnendeck mit Liegestühlen; Deck-Jacuzzi; Restaurant mit internationaler

Küche; Badeplattform auf Meeresniveau; 2 Bars; 300-Quadratmeter-Wellnessbereich; Schnorchel- und Tauchausrüstung; 20-Meter-Dinghy für Schnorchel-, Tauch- und Landausflüge.

Programm:

Folgende Traum-Atolle steuern wir an: Nord-Malé; Rasdhoo; Nord-Ari; Süd-Ari; Vaavu; Süd-Malé.

Freuen Sie sich auf eine abwechslungsreiche Erlebnisreise in unberührter Natur im kleinen Rahmen (max. 28 Gäste) und in Begleitung des Eigentümers von Executive CH. Allein, mit Freunden oder zusammen mit Ihren Liebsten finden Sie auf der privaten Yachtreise Ihr Paradies.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Yachtferien Malediven

Reisetermin:

23. bis 30. März 2019

Leistungen:

- Transfer von Malé zur Privatyacht und zurück
- Privatyacht-Reise ab/bis Malé, Malediven
- Vollpension
- Barbecue am Strand und aufgeführte Ausflüge
- Freizeit-Paket: Yoga, Wellness-Anwendungen, Schnorcheln und/oder Tauchen

Spezialpreis pro Person:

Deluxe-Kabine: Fr. 3890.-
Deluxe-Kabine zur Alleinnutzung: Fr. 4190.-
VIP-Suite: Fr. 4690.-
Master-Suite: Fr. 4890.-

Anmeldung und Information:

Buchen Sie Ihr Arrangement über Tel. 056 427 15 68 oder per E-Mail an info@executive-private.ch.
Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular auf www.weltwoche.ch/platin-club

Veranstalter:

Executive CH, www.executive-yachtreisen.ch
Begleitete Yachtferien und Privatjet-Reisen für Gäste, die sich das Besondere gönnen (Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche).

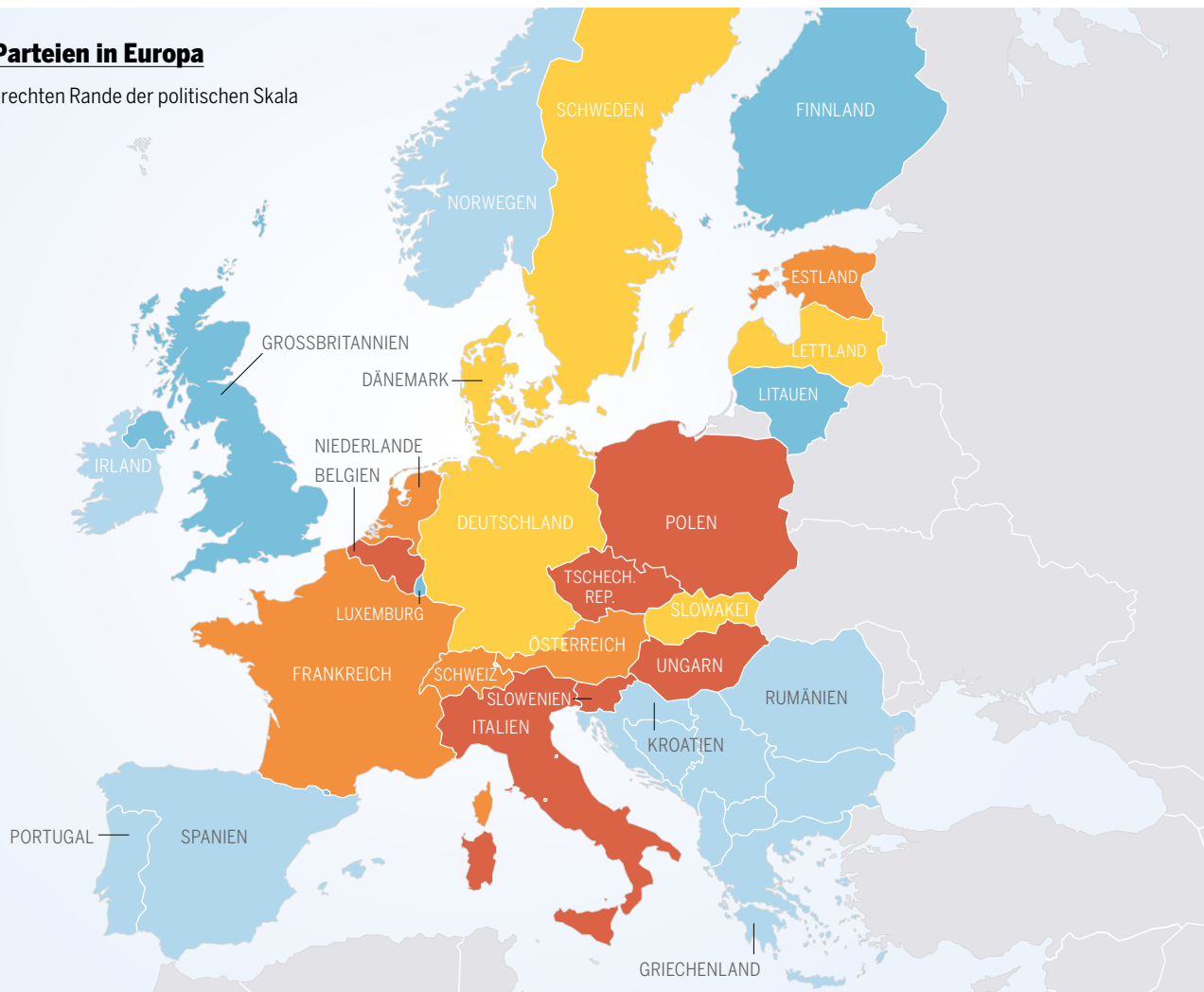
www.weltwoche.ch/platin-club

Die rechtsnationalen Parteien in Europa

Wähleranteile der Parteien am rechten Rande der politischen Skala

- Weniger als 5%
- 5 bis 9,9%
- 10 bis 19,9%
- 20 bis 29,9%
- Mehr als 30%

QUELLEN: THE ECONOMIST, DE.POLLOPOLL.S.EU, EUROMEDIA POLL, IFOP POLL, GMS POLL, UNIQUE RESEARCH POLL, NÉZÓPONT POLL, MEDIAN POLL, IBRIS POLL, MEDIANA POLL, AKO POLL, TALOUSTUTKIMUS POLL, FACTUM POLL, SPINTER TYRIMAI POLL, SOCIOPOL POLL, IPSOS POLL



Vom Finnischen Meerbusen bis in den Stiefelspitz Italiens: Rechte Parteien erhalten besonders in Zentraleuropa grossen Sukkors.

Rechts und rauf

Die Unterstützung für rechtsnationale Parteien in Europa hat sich in den letzten fünf Jahren verdoppelt. Ein Viertel der Europäer wählt pointiert Rechts. Ein Überblick über ein kontinentales Phänomen, dessen Ursachen komplexer sind, als es Gegner wahrhaben wollen. *Von Urs Gehrig*

Jüngst geschah es in Schweden, zuvor in Ungarn, im März in Italien und Anfang Jahr in der Tschechischen Republik. Dies sind bloss die jüngsten Beispiele, die von einer tektonischen Plattenverschiebung in Europas Politik zeugen.

«Überall gewinnen die Rechtspopulisten an Boden», warnte der baden-württembergische Ministerpräsident Winfried Kretschmann am Wochenende. «Die Lage hat sich in den vergangenen Jahren dramatisch verändert.»

Die Linke ist alarmiert. «Unsere Ära wird als Zeit des Triumphmarsches einer global vereinigten Rechten – einer nationalistischen Internationalen – in die Geschichte eingehen», schrieb Griechenlands ehemaliger Finanzminister Yanis Varoufakis vor Tagen in einem Gastbeitrag im *Guardian*, dem Flaggschiff der europäischen Linkspresse. Bernie Sanders, Amerikas verhandelter Präsidentschaftsanwärter, legt nach: «Wir sind Zeugen eines globalen

Ringens von enormen Konsequenzen», schreibt er im selben Blatt und ruft auf zum weltweiten Widerstand gegen die «Achse der Autoritären».

Wie sieht die Lage auf Europas rechtem Flügel tatsächlich aus?

Am stärksten sind die nationalkonservativen Parteien in Ungarn, Polen, Italien und Belgien (siehe Karte). Doch der Rechtsrutsch lässt sich vom Finnischen Meerbusen bis in den Stiefelspitz Italiens beobachten. Er manifestiert sich in Parteien, über die kaum je in unseren Zeitungen zu lesen ist und die exotisch klingen wie «Wem gehört das Land?» aus Lettland. Oder martialisch wie «Brüder Italiens» oder «Wahre Finnen». Oder programmatisch wie die tschechische Protestpartei «Aktion unzufriedener Bürger», die mit knapp dreissig Prozent der Wählerstimmen fast dreimal so viel Unterstützung genießt wie die nächstplatzierte Partei. Einige Parteien verzeichnen leicht rückläufigen

Support, das Rassemblement national (die Nachfolgepartei des Front national) zum Beispiel, oder die niederländische «Partei für die Freiheit» von Geert Wilders. Und es gibt weisse Flecken auf Europas Karte. Portugal, Norwegen, Island, Irland kennen keine nennenswerten nationalkonservativen Rechtsausen-Parteien. In Grossbritannien fehlt derzeit ein Sammelbecken rechts von der Tory-Partei. Die UK Independence Party (Ukip), treibende Kraft hinter dem Brexit, ist nach Erreichen ihres Hauptziels – das siegreiche Referendum über den Austritt Grossbritanniens aus der EU – in der politischen Bedeutungslosigkeit versunken.

Alles in allem zeigt der Rechtstrend steil nach oben. Die Unterstützung für rechte Parteien ist seit 2013 von 12,5 auf 25 Prozent gestiegen, wie der *Economist* jüngst berechnete.

Oft werden die nationalkonservativen Gruppen als monothematische Anti-Migrations-Par-

teien bezeichnet, die allein von der anhaltenden, teils unkontrollierten Einwanderung nach Europa profitierten. Das Unbehagen zahlreicher Bürger gegenüber der Massenimmigration ist ein wichtiger Grund für den Erfolg von Parteien am rechten Flügel, daran zweifelt niemand. Doch das singuläre Erklärungsmuster greift zu kurz. Wenn Massenimmigration der dominante Treiber wäre, warum gibt es dann in den Frontstaaten der Einwanderung wie Spanien und Griechenland praktisch keine nationalkonservativen Parteien? (Die griechische Kleinpartei «Goldene Morgenröte» wird in den rechtsnationalen Kreisen Europas als «rassistisch» eingeschätzt und gemieden.)

Anti-Establishment von allen Seiten

Der Zugewinn der Rechten ist Teil eines breiteren Phänomens. Es fusst auf einem tiefen Zerwürfnis zwischen Basis und Elite. Viele Normalbürger haben den Eindruck, das politische Establishment habe den Kontakt zu ihnen verloren.

Sie sehen im Zuge der Globalisierung das Fundament der Demokratie gefährdet. Dieses Fundament ist der Nationalstaat. Im Nationalstaat machten die Bürger Europas ihre ersten demokratischen Gehversuche. Und auf den Nationalstaat war die gelebte Demokratie lange Zeit beschränkt. Mit der Verlagerung der Macht, hin zu supranationalen Institutionen wie der EU und Wirtschafts- und Finanzorganisationen, wuchs das Gefühl, die Demokratie komme abhanden. Die EU mit ihren nichtgewählten und somit auch nicht demokratisch legitimierten Führungsgremien wie dem Ministerrat wird von einer wachsenden Zahl europäischer Bürger als antidemokratisch verstanden. Anti-Establishment-Motive sind in ehemaligen kommunistischen Staaten Mitteleuropas wie Polen, Ungarn, Tschechien treibende Faktoren für den Erfolg nationalkonservativer Parteien. Sie geniessen hohen

Zuspruch im Volk, gerade weil sie sich gegen Dirigismus aus Brüssel zur Wehr setzen.

Das Zerwürfnis zwischen Volk und Eliten beschränkt sich nicht auf den rechten Flügel. Es generiert auch linke Protestbewegungen. Viele linke Wähler teilen den Frust gegen das Establishment und organisieren sich als Bürgerbewegungen. Podemos in Spanien, die Fünf-Sterne-Bewegung in Italien oder Sahara Wagenknechts Sammelbewegung #Aufstehen sind Beispiele dafür.

Ein weiterer Grund für den Rechtsrutsch liegt bei der Linken selbst. Viele sozialdemokratische Parteien Europas haben ihre Basis, die Arbeiter, aufgegeben. Diese haben sich folglich nach einer neuen Heimat umgesehen und sie am rechten Rand des politischen Spektrums gefunden. Derweil haben Arbeiterparteien zu Parteien der Studierenden und der gehobenen Mittelklasse mutiert. Angefangen mit Tony Blairs New Labour, über die SPD unter Gerhard Schröder bis hin zum italienischen Partito Democratico unter Matteo Renzi dem *rottamatore* («Verschrotter»), sind sie Teil des Establishments geworden.

Ein unterschätzter Faktor für den Aufschwung der Rechten ist die Ausgrenzungspolitik gegenüber den nationalkonservativen Parteien. Etablierte Parteien meiden sie wie Aussätzige und schliessen sie von politischen Führungsgremien aus, selbst wenn sie Grosserfolge feiern wie die Alternative für Deutschland (AfD), die derzeit die SPD in den Schatten stellt. Indem Motive, Ängste und Sorgen von Rechtswählern ignoriert oder diffamiert werden, legen die Rechtsausen-Parteien weiter zu.

Pragmatiker der Mitte fordern: «Einbinden und entzaubern». Will heissen, die nationalkonservativen Parteien sollen an der Regierung beteiligt werden, wo sie – so das Kalkül – in der Verantwortung scheitern werden. In Österreich läuft dieses «Experiment» mit der Koalition von ÖVP und FPÖ. In Italien haben rechte und linke Populisten gar die gesamte Regierung

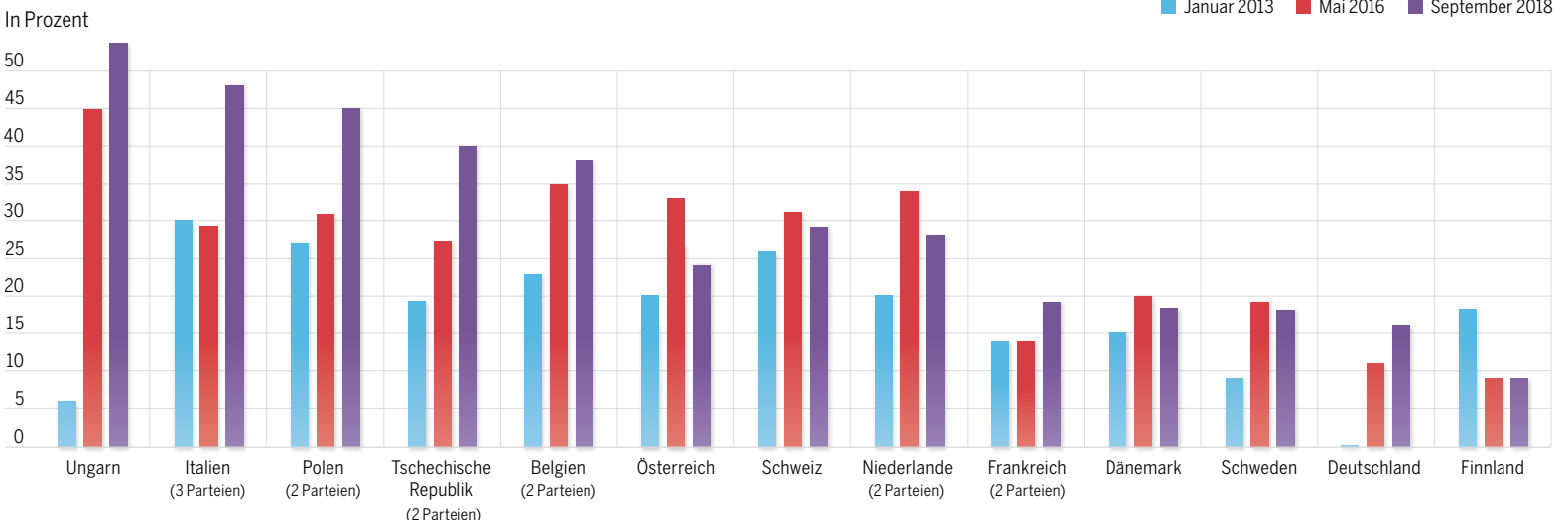
übernommen. Noch ist nicht abzusehen, ob diese tatsächlich im harten Polit-Alltag zerrieben werden. Matteo Salvini jedenfalls ist in den ersten Monaten seiner Amtszeit als italienischer Innenminister zu Hochform aufgelaufen, seine Popularität ist noch gestiegen. Und in Ungarn, wo Orbán in vierter Amtszeit als Premier regiert, hat dessen Partei Fidesz bei den letzten Wahlen gar alle Rekorde gebrochen. Jeder zweite Ungar hat ihr die Stimme gegeben.

«Internationale der Progressiven»

Am linken Rand ist man versucht, aus der Schockstarre auszubrechen. Varoufakis ruft auf zur «Internationale der Progressiven». Sanders sekundiert und ruft die Bürger aller Länder auf, sich in «einer progressiven Bewegung» zu mobilisieren. Geleitet von einer «Vision geteilter Prosperität, Sicherheit und Würde für alle Menschen, um die Ungleichheit auszumerzen auf der Welt, nicht bloss bei Einkommen und Vermögen, sondern auch bei der politischen Macht».

Vasall und Vorbild der ersehnten Wiedererweckung der Linken ist Grossbritanniens Labour Party. Anders als die meisten Schwesterparteien ist Labour nicht von Wählerschwund betroffen. Hauptgrund ist ihr Chef Jeremy Corbyn. Er beweist, ähnlich wie Sanders in den USA, dass sich mit einem Populismus von links die breiten Massen, insbesondere Jugendliche, mobilisieren lassen. Corbyn spielt gekonnt auf einer Klaviatur, die man, kommt sie von rechts, als «rattenfängerisch» und «demagogisch» verurteilt. Dabei schreckt er nicht vor virulentem Antisemitismus zurück. Die jüdische Gemeinde Grossbritanniens, welche Labour traditionell als politische Heimat ansah, bezeichnet Corbyns Partei in einem offenen Brief als «existenzielle Bedrohung». «Seit Jeremy Corbyn 2015 Vorsitzender der Labour-Partei wurde, ist die Oppositionspartei mit Schmutz und Schande des Antisemitismus durchsetzt.» ○

Entwicklung der Wähleranteile von rechtsnationalen Parteien



QUELLEN: THE ECONOMIST, DE POLL OF POLLS EU, EUROMEDIA POLL, IFOP POLL, GMS POLL, UNIQUE RESEARCH POLL, NÉZŐPONT POLL, MEDIAN POLL, IBRIS POLL, MEDIANA POLL, AKO POLL, TALOUSTUTKIMUS POLL, FACTUM POLL, SPRINTER TYRIMAI POLL, SOCIOPOL POLL, IPSOS POLL

Keine Eintagsfliegen: Die meisten Rechtsparteien verfügen über einen soliden Wählersockel.

Eiserne Lady der Canebière

In Marseille tobt der Erbfolgekrieg um das Rathaus. Bürgermeister Jean-Claude Gaudin hat für die Macho-Stadt als Thronfolgerin Martine Vassal auserkoren. Sie macht Politik gegen die Dummheit der Männer und könnte schon bald eine der mächtigsten Französisinnen sein. *Von Jürg Altwegg*

«Ich schlafe, mit wem ich will», erklärt die schöne Julie ihrem Freund, einem etwas zu dringlichen, eifersüchtigen Araber, der nicht so ganz zu ihr passt. Was die junge Frau, die als Journalistin für eine Lokalzeitung arbeitet, nicht daran hindert, gelegentlich auch mit ihm ins Bett zu steigen. Sie lebt mit einer Freundin zusammen, die es zu den Frauen hinzieht. Das Auto des Algeriers aus der Banlieue geht in Flammen auf – Dealer unter sich. Auch Julies Vater Taro greift zu Kokain: Er ist Maire – Bürgermeister – von Marseille, der verkommensten französischen Stadt.

Gespielt wird Taro von Gérard Depardieu. Auf den ungebrochenen Mythos aus Verbrechen und Fussball, Mafia, Drogen und Einwanderung setzte Netflix, als es seine erste europäische Produktion lancierte: «Marseille», ein französisches «House of Cards». Nach zwanzig Jahren, so der Plot, möchte Taro sein Amt seinem Kronprinzen Lucas Barrès übergeben. Doch der Bau eines Casinos am Hafen führt zum Zerwürfnis, der gnadenlose Machtkampf wird zur Tragödie: Der Ziehvater ist auch der leibliche. Die Morde häufen sich: So wird jemand spurlos von der Felswand gestossen oder spektakulär im Auto erschossen. Im vergangenen Frühling kam die zweite Staffel ins Netz.

Pfründen- und Günstlingswirtschaft

Zumindest die Abhängigkeitsverhältnisse und Nachfolgeregelungen der Lokalpolitik am Mittelmeer stellt das Netflix-Drama realistisch nach: Marseilles Stadtpräsident Jean-Claude Gaudin, 78, ist genauso lange im Amt wie Taro im Film. Seit 1995 amtiert Gaudin für Les Républicains (LR), ehemals UMP, als Bürgermeister von Marseille, heute zudem als Präsident des Gemeindeverbands Métropole Aix-Marseille Provence. Alle Kandidaten, die sich für seine Nachfolge in Stellung zu bringen versuchten, hat der «serial killer» (*Libération*) zur Strecke gebracht. Über seine Langlebigkeit spottet Tout-Marseille: «Gaudin bleibt bis zu seinem Tod Stadtpräsident, danach wird er Präsident des Senats in Paris», dessen Vizepräsident er schon vier Mal war.

Doch vor ein paar Tagen hat Gaudin einen politischen Überraschungscoup gelandet, der auch das Vorstellungsvermögen der Netflix-Autoren übertrifft: Er hat sich auf einen Nebenschauplatz zurückgezogen und die Präsidentschaft der Métropole Aix-Marseille Provence niedergelegt. Dadurch wurde Mar-



Ohne Mythos gewinnt man in Marseille keine Wahl: Politikerin Vassal.

tine Vassal, 56, automatisch zu seiner interimistischen Nachfolgerin. Vassal leitet den Conseil départemental, das Parlament des Département Bouches-du-Rhône. 2015 war es gelungen, die jahrzehntelange Hegemonie der Linken in der Stadt zu brechen: Die Republikaner, die in der Traditionslinie des Gaullismus stehen, gewannen zehn von siebzehn Wahlkreisen. Vassals Bestätigung am 20. September ist reine Formsache. Doch Gaudins

Ihrem Selbstverständnis nach bestimmen die Patriarchen am Mittelmeer ihre Nachfolger selber.

Verzicht hat eine ganz andere Dimension: Er designiert Vassal zur Thronfolgerin im Rathaus, das 2020 neu bestellt werden wird.

Auch mit einer sechsten Amtszeit als Stadtpräsident bliebe Gaudin der Rekord seines Vorgängers Gaston Defferre verwehrt. Der Sozialist Defferre hatte die Stadt 1944 handstreichartig erobert. Jahrzehntlang besass er die linke und die rechte Lokalzeitung der Stadt, den *Petit Provençal* übernahm er mit Waffengewalt und der Unterstützung einer Gangsterbande, die ihm auch bei der Machtausübung behilflich war. Er wurde Abgeordneter und Minister. 1967 gewann

Defferre das letzte in Frankreich verbriefte Duell, bei dem sein Gegner, ein Kollege aus dem Parlament, nach einer Verletzung das Handtuch warf.

Seit 1953 war Defferre auch wieder Stadtpräsident, er blieb es bis zu seinem tragischen Tod 1986 im Anschluss an eine Parteiversammlung, bei der ihn ein Rivale besiegt hatte. Der Innenminister von François Mitterrand starb an den Folgen eines Sturzes aufgrund Herzschwäche. Gaudin konnte nach einem sozialistischen Interregnum und einer generalstabsmässig geführten Kampagne ins Rathaus einziehen. Aber auch er musste sich mit der Pfründen- und Günstlingswirtschaft arrangieren. Marseille blieb von Skandalen und Affären geprägt. Sie drehen sich um die Parteienfinanzierung, um die Vergabe öffentlicher Aufträge (Wasserversorgung, Müllabfuhr), um persönliche Bereicherung und Stimmenkauf.

Nur mit Kultur hatte man Marseille lange nicht mehr in Verbindung gebracht. Das zumindest hat sich unter Jean-Claude Gaudin geändert. Die «Kulturhauptstadt Europas 2013» hat ein herrlich gelegenes Musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée (Mucem) bekommen, das Hunderttausende von Touristen in die Stadt lockt. Neue Hotels wurden gebaut und das Zentrum mit einer flä-

chendeckenden Video-Überwachung sichergestellt. Es werden kaum noch Passanten ausgebaut. «Marseille verändert sich: Aus Chicago wird Miami», posaunen Gaudins PR-Verantwortliche. Marseille ist Kult – merci, Netflix. Der Stadtpräsident freute sich über den Werbeeffect und dementierte verzweifelt die Darstellung der politischen Sitten.

Vor zwei Wochen hat Emmanuel Macron in Marseille mit Angela Merkel das EU-Gipfeltreffen zur Einwanderungs- und Flüchtlingspolitik vorbereitet. Für seine Bewegung «La

Dass sie auch schon mal in Polizeigewahrsam genommen wurde, kann ihr nicht schaden.

République en marche!» stieg auch Parteichef Christophe Castaner ins Rennen um das Bürgermeisteramt. Er stammt aus der Region und beherrscht den Akzent der Stadt. Mit einer Kandidatur liebäugelt auch Jean-Luc Mélenchon, Macrons Gegenkandidat bei der Präsidentschaftswahl. Er hat seinen Wahlkreis nach Marseille verlegt und wurde in die Nationalversammlung gewählt.

Es gehört – Netflix irrte nicht – zum Selbstverständnis der Patriarchen am Mittelmeer, dass sie ihre Nachfolger bestimmen. Im bürgerlichen Nizza herrschte die Dynastie der Médecins, deren letzter Vertreter nach Südamerika abhauen musste. Mit Martine Vassal an der Spitze der Métropole Aix-Marseille Provence beginnt Gaudin die Inszenierung seines triumphalen Abgangs. Das Projekt sieht die Verschmelzung Marseilles und seiner Agglomeration mit dem gesamten Département vor. Verwaltungen werden zusammengelegt, bürokratische Strukturen abgebaut. Doch die Gemeinden rund um Arles sträuben sich, auch in der Nachbarstadt Aix-en-Provence regt sich Widerstand. Doch bereits konnten Dutzende von Millionen eingesparrt werden.

Mit Margaret Thatcher verglichen

Wenige Tage vor Gaudins Rücktritt (als Regionalpräsident) wurde bereits eine Meinungsumfrage präsentiert, die Martine Vassal als aussichtsreichste Kandidatin für das Stadtpräsidium ausweist: 25 Prozent – ziemlich weit vor Mélenchon und Castaner. Dem Rassemblement national (vormals Front national) werden weniger als 20 Prozent bescheinigt. Die Resultate sind trügerisch, denn es geht nicht um eine Direktwahl. Als interimistische Amtsinhaberin hätte Martine Vassal 2020 einen entscheidenden Vorteil gegenüber allen Rivalen. Deshalb spekuliert man über einen vorzeitigen Rücktritt Gaudins auch als Maire – und sei es zum 80. Geburtstag.

Die Tatsache, dass sich der eingefleischte Junggeselle Gaudin für eine Frau an der Spitze

der Macho-Stadt ausgesprochen hat, wird dem Wahlkampf eine ganz besondere Note verleihen. Vassal weiss, was auf sie zukommt.

Die 1962 im Sternzeichen des Widders zehn Tage nach dem Ende des Algerienkriegs geborene Mutter zweier erwachsener Kinder hat in ihrer Heimatstadt die Handelsschule besucht. Sie leitete ein Textilunternehmen mit 250 Angestellten. In ihrem Wahlkreis befinden sich die von Le Corbusier konzipierte Cité radieuse und das Fussballstadion, nach dessen Umbau sie die berüchtigten Fans von Olympique Marseille zu einer Führung einlud. Dass sie 2015 nicht nur die Sozialisten von der Macht verdrängte, sondern auch als erste Frau an die Spitze des Departements gelangte, hat ihr Feinde und Respekt verschafft. In Marseille wird sie bereits mit Margaret Thatcher verglichen und zur «eisernen Lady von der Canebière», dem vom Alten Hafen wegführenden Boulevard, hochstilisiert.



Ohne Mythos gewinnt man in Marseille keine Wahl. Dass sie auch schon mal in Polizeigewahrsam genommen wurde, kann ihr nicht schaden. Als Vorbild nennt sie Simone Veil.

Aus dem «Hahnenkampf» (Vassal) der lateinischen Gockel und dem Erbfolgekrieg hatte sie sich galant herausgehalten. Für das Rathaus setzt sie auf die «Karte Frau»: Damit vermeidet «la Vassal», was auf Französisch auch «die Vasallin» bedeutet, jeglichen Konflikt mit dem Schutz- und Lehnsherrn. In ihrem ersten Interview preist sie Gaudin als «Visionär». Sie hat diverse Massnahmen angekündigt und schnelle Resultate versprochen, auch eine «saubere Stadt». Zur Politik kam Vassal erst im Alter von vierzig Jahren: «Weil ich mir sagte, dass die männlichen Politiker nicht so dumm sein können, wie sie den Anschein machen.» ○



Inside Washington

21 brisante Seiten

Trump gibt Geheimdokumente frei. Sind sie der Schlüssel zur Wahrheit über Russiagate?

Wumms! Montagnachmittag, Präsident Trump lässt leise eine Granate fallen. Der Commander in Chief gibt seinen Geheimdiensten den Befehl, ausgewählte Teile einer geheimen Anordnung vom Juni 2017 zu veröffentlichen – jener Anordnung, die das FBI nutzte, um den ehemaligen Trump-Berater Carter Page auszuspionieren. Topspione des FBI hatten Page im Verdacht, während des Präsidentschaftswahlkampfes 2016 mit Russland paktiert zu haben.

Kritiker der Russland-Untersuchungen hoffen, dass die nun zu veröffentlichenden Geheimnisse eine tiefe politische Korruption offenlegen. Trumps Gegner werfen dem Präsidenten vor, seine verfassungsmässige Autorität zu missbrauchen und Geheimdokumente nach Belieben freizugeben.

Wie dem auch sei. Hat das FBI seine beispiellose Russiagate-Untersuchung während der Hitze der Präsidentschaftskampagne auf unbewiesene Fakten gestützt? Haben Amerikas oberste Polizisten die Justiz vollumfänglich informiert, dass sich Teile ihrer ausserordentlichen Überwachung auf höchst dubiose russische Quellen stützten, die von einem britischen Ex-Spion gesammelt wurden? Die Rede ist vom «dreckigen Dossier», das die schockierende Anschuldigung in den Raum stellte, Trump habe russische Prostituierte bestellt, um ihnen in der Präsidenten-Suite im Moskauer Hotel «Ritz-Carlton» beim Urinieren zuzusehen. Nixon-Watergate-Enthüller Bob Woodward bezeichnete das Dossier als «Müll».

Montagnacht, der republikanische Senator Lindsey Graham – ehemaliger Ankläger gegen Bill Clinton während der Lewinsky-Affäre – verurteilte die Russland-Untersuchungen gegen Trump als «die korrupteste Sache, die ich in meinem Leben gesehen habe». Wer vernebelt, wer hat Recht? Die 21 geheimen Seiten könnten den Weg zur Wahrheit weisen. Amy Holmes



Liberaler Mikrokosmos: Strand von Gaza City.

Sex in Gaza

Hamas hin oder her: Junge Palästinenser in Gaza verschaffen sich im Ausnahmezustand ein bisschen sexuelle Freiheit – zum Beispiel im trendigen Strandcafé «Baka» oder «unter dem Tisch».
Von Pierre Heumann und Heidi Levine (Bilder)

Die 29-jährige Palästinenserin Hadit lacht gerne, auch in Gesellschaft. Aber unter dem strengen Regime der Hamas ist das für sie als Frau verpönt. Mohammed möchte gerne Hand in Hand mit seiner Freundin am Strand von Gaza spazieren gehen. Aber er weiss aus Erfahrung: Er bekäme es mit den strengen Sittenwächtern der Hamas zu tun.

Doch im trendigen Strandcafé «Baka» verzichtet die Hamas darauf, ihre rigiden Moralvorstellungen durchzusetzen. Junge Palästinenser beiderlei Geschlechts finden im «Baka» eine Atmosphäre vor, in der sie sich der erkonservativen Moral der Hamas nicht unterwerfen müssen. Die Frauen und Männer, die hier verkehren, sprechen über Sex und Freundschaften, träumen von der grossen Liebe oder von persönlichen Freiheiten.

Im Café treffen wir eine fröhliche Schar junger Menschen, die ungezwungen miteinander plaudern, lachen, Wasserpfeife rauchen und

Musik hören. Hier wähnt sich beispielsweise der 23-jährige Mohammed glücklich, weil er seiner Freundin «Ich liebe dich» sagen kann, ohne dass er gleich verhaftet wird. (In der konservativen Gesellschaft des Gazastreifens werden Intimitäten ohne Trauschein als unsittlich taxiert und geahndet.) Hadit, eine 29-jährige arbeitslose Anglistin, ist hochgemut, weil sie im «Baka» laut und herzlich lachen darf. (Die Sittenwächter der radikal-islamischen Hamas halten es für unschicklich, wenn eine Frau ihren Emotionen in der Öffentlichkeit freien Lauf lässt.) Und Maha, 22, die Jura und Englisch studiert hat, geniesst es, wenn sie im Freundeskreis die Schischa rauchen kann, ohne dass ihr jemand vorhält, dass sich das für Frauen nicht zieme.

Die liberale Bühne im rückwärtsgewandten Umfeld des Gazastreifens hat Maher al-Baka aufgebaut. Er habe eine Exklave geschaffen, «in der Einschränkungen aufgehoben sind,

welche die Hamas und die Gesellschaft uns aufzwingen», sagt der 34-jährige Wirt.

Wasserpfeifen für Frauen

Der Gastro-Unternehmer hat den Strandabschnitt, auf dem er das nach seiner Familie benannte Café gebaut hat, von der Stadtverwaltung gemietet. Der Vertrag, der jedes Jahr erneuert werden muss, verbot ursprünglich «illegale Treffen», womit das Treffen von unverheirateten Männern und Frauen gemeint ist. Ein Paragraph untersagte es Frauen zudem, Schischa zu rauchen. «Wir unterschrieben, aber wir setzen die Auflagen nicht durch,» sagt Maher. Sein liberaler Mikrokosmos ist inzwischen etabliert. Dem Strand entlang sind mehrere kleine Inseln der Freiheit für Mann und Frau entstanden. Pionier Maher wertet das als kleinen Sieg über die Fundamentalisten.

Vor einigen Jahren wäre das undenkbar gewesen. Wer versuchte, sich den Regeln des

Hamas-Regimes zu widersetzen, landete im Gefängnis. «Doch plötzlich», meint ein Polizist, «hatten wir zu viele Gefangene.» Die Zellen waren überfüllt. «Oft nahmen wir Paare fest, die verheiratet waren, aber keinen Trauschein bei sich hatten. Darauf mussten wir uns mit Anwälten herumschlagen.»

Dass die Hamas Jugendlichen jetzt etwas mehr Freiheiten einräumt, sei nicht ohne Kampf möglich gewesen, sagt Maher, der Wirt. Hartnäckig musste der gelernte Buchhalter immer wieder gegen Strafmassnahmen der Hamas angehen. Deren Sittenwächter zerstörten Tische oder nahmen den Frauen die Wasserpfeife weg. Vor zwei Jahren liess die Hamas sogar Traktoren auffahren, die den «Sündenpfuhl» dem Sandboden

Mit «illegalen Treffen» sind Treffen von unverheirateten Männern und Frauen gemeint.

gleichmachten. Doch das war beste Werbung für Mahers Etablissement: «In Gaza», sagt Maher stolz, «sind wir inzwischen ein Symbol für Weltoffenheit.»

Im «Baka» zeigt sich: Es tut sich einiges in Gaza. Die Palästinenser sprechen von «tachte taule» (unter dem Tisch) und meinen damit: Vieles sei heute zumindest im Verborgenen möglich, was vor einigen Jahren undenkbar war.

Frei von beengenden Vorschriften würden sie in Gaza freilich nie sein können, meint Hadit, die von London träumt, wo sie der Fuchtel der konservativen Gesellschaft entkommen will: «Sobald wir europäischen Vorbildern nachleben, wirft uns die Hamas vor, den Westen nachzuäffen.»

Das «Baka» stellt seinen Gästen Wi-Fi kostenlos zur Verfügung, ebenso Strom. In Gaza, wo Elektrizität nur wenige Stunden pro Tag garantiert ist, wird das von den Kunden besonders geschätzt. Der Wirt hat zudem nichts dagegen, wenn man seine Verpflegung von zu Hause mitbringt. Die meisten der rund vierhundert Palästinenser, die täglich zu ihm kommen, könnten sich sonst den Aufenthalt im «Baka», das sie als ihr zweites Zuhause betrachten, nicht leisten. Sein Profit sei bescheiden, sagt er, es gehe ihm vor allem darum, der Jugend eine Alternative zur Fuchtel der Hamas zu bieten.

Die Radikal-Islamisten, die vor elf Jahren die Kontrolle im Gazastreifen an sich rissen, haben die eh schon konservative Gesellschaft mit Zwang islamisiert. Ihre Gesetze zementieren die strengen sozialen Normen im konservativen Gaza. So muss eine unverheiratete Frau, die in Begleitung eines Mannes erwischt wird, nicht nur seitens der Hamas mit gravierenden Folgen rechnen, sondern auch innerhalb ihrer eigenen Familie. Sie darf mitunter

das Haus nicht mehr verlassen, und ihr wird von den Eltern das Handy weggenommen, um sie zu isolieren. Diese fürchten um den guten Ruf ihrer Tochter und haben Angst, dass deren Chancen auf dem Heiratsmarkt sinken.

Doch bei der Partnerwahl ist nicht nur die Tradition zu beachten. «Der Vater meines Liebsten verhinderte unsere Heirat, weil meine Familie der «falschen» Sippe angehört», sagt Nada, eine 25-jährige Politologin ohne Job, die mit am Tisch sitzt. Der Klassenunterschied stand dem Glück des Paares im Weg. Nadas Familie war 1948 bei der Staatsgründung Israels nach Gaza geflüchtet, während ihr Freund einem alteingesessenen Gaza-Geschlecht angehört.

Ob sie, deren Vorfahren vor siebzig Jahren aus dem heutigen Israel fliehen mussten, den Terror der Hamas gegen Israel unterstütze, fragen wir die Politologin. Sie schüttelt den Kopf. Sie gehöre zur grossen Mehrheit derjenigen, die nicht auf Gewalt setzen, meint sie. Bei freien Wahlen, schätzt Nada, würden lediglich 30 Prozent für die Hamas stimmen.

Feuerdrachen und brennende Kondome

Wer die Hamas unterstützt, heisst deren Terror gegen Israel gut. Dazu gehören neuerdings Feuerdrachen und brennende Kondome, die von Gaza aus nach Israel geworfen werden, um dort Felder und Wälder anzuzünden. Die Kondome, die bisher letzte Waffeninnovation der Hamas, werden in den Kliniken der Uno-Flüchtlingshilfe zur Geburtenkontrolle an verheiratete Frauen verteilt und in Apotheken verkauft. Sie werden nicht nur im Schlafzimmer eingesetzt, sondern auch als Terrorinstrument. Selbst moderate Palästinenser bezeichnen die mit Helium gefüllten brennenden Kondome als «harmlose Kampfinstrumente». Dass sie in

Israel gewaltigen Schaden anrichten, finden sie «nicht so schlimm».

Über den zivilen Gebrauch der als Waffen zweckentfremdeten Verhütungsmittel wird kaum gesprochen. Das Thema Sex ist tabu. Darüber dürfe in der Öffentlichkeit nicht gesprochen werden, meint Nada, auch im «Baka» nicht. Nur in den privaten «Räumen» von Facebook sei das möglich. Wer dabei erwischt wird, wie er offen über das Tabuthema schreibt, bekomme es unweigerlich mit der Polizei zu tun.

Von der Hamas toleriert, obwohl sie ihn als frivol taxiert, ist indessen der Song, der im Strandcafé aus den Lautsprechern dröhnt. «Wir machen alle, was uns passt», singt der im arabischen Raum populäre Sänger Amr Diab, der den Vergleich mit Justin Timberlake nicht zu scheuen braucht. Hadit ist hingerissen von der Musik und von den Texten des ägyptischen Stars, die von Lust, Untreue und unglücklicher Liebe erzählen. Maha zieht an der Wasserpfeife, die ihr Mohammed weitergereicht hat, und erzählt von ihrem Freund, der jetzt in der Türkei lebe und Texte aus dem Türkischen ins Arabische übersetze. In spätestens einem Jahr, sagt sie, werde sie zu ihm ziehen.

Dass dies leichter gesagt ist als getan, weiss Maha natürlich. Die Ausreise aus dem Gazastreifen ist schwierig. Israel und Ägypten begrenzen die Zahl der Bewilligungen drastisch. Priorität haben weder Verliebte noch Studenten, sondern palästinensische Geschäftsleute und Patienten, die in israelischen Spitälern behandelt werden sollen. Aber an unserem Tisch lässt sich davon keiner beirren. Alle wollen weg, ob nach Ägypten, Grossbritannien oder Kanada, ist ihnen egal. Er sei bereits mehrere Male ausgerissen, sagt Mohammed, aber jedes



Kampf gegen die Sittenwächter: Wirt al-Baka.

Mal hätten ihn die Ägypter aufgegriffen und nach Gaza zurückgebracht. Nur die 25-jährige Shorouq denkt nicht ans Auswandern, weil das ihr Land sei. Die Projektmanagerin, die früher viel gereist ist, will sich für einen «lebenswerten Islam» einsetzen, sagt sie keck, ohne erklären zu können, was sie darunter versteht. Dass das Kopftuch dazugehöre, ist für sie eine Selbstverständlichkeit.

«Damals hatten wir keine Religion»

Unter den «Baka»-Besucherinnen bedecken praktisch alle Frauen ihr Haar mit einem Hidschab. Die meisten hassen das Tuch, vor allem bei hochsommerlichen Temperaturen. Sie tragen ihn aus Angst, dass sie sonst von der konservativen Gesellschaft geächtet würden. Das Tragen der Kopfbedeckung verlange ihr Vater von ihr, sagt Hadit, die demnächst dreissig Jahre alt wird und noch zu Hause wohnt. Früher sei das anders gewesen, wirft Maha ein: «Meine Mutter hat kein Kopftuch tragen müssen, als sie so alt war wie ich.» Als Hadit ihre Mutter einmal mit dem Widerspruch konfrontierte, meinte diese bloss: «Damals hatten wir eben keine Religion.»

Die einzige Frau im «Baka», die keinen Hidschab trägt, ist Fatma Ashour. Die selbstbewusste Liberale hat ihn vor einem Jahr als Protest gegen den sozialen Zwang der Konservativen abgelegt. Die 38-jährige Palästinenserin, die in den Emiraten aufgewachsen ist und in Kairo Jura studiert hat, profiliert sich auf einem Gebiet, das in Gaza tabu ist. Sie hilft Frauen, die sexuell belästigt wurden, und sie gibt jenen rechtlichen Beistand, die wegen Prostitution im Gefängnis sitzen.

Ashour ist unverheiratet und derzeit arbeitslos. Sie hat ihren Job gekündigt, nachdem sie von ihrem Boss sexuell belästigt worden war. Sexuelle Übergriffe seien in Gaza weit verbreitet, sagt sie. Die Mehrheit der Männer würden ihre weiblichen Angestellten in Gaza zu sexuellen Handlungen zwingen, erklärt sie. Die Dunkelziffer sei deutlich höher als im Westen, da die Gesellschaft in der Öffentlichkeit sexuellen Themen aus dem Weg gehe. Das Problem der sexuellen Belästigung sei in Gaza deshalb «viel schlimmer» als in Europa. Es gebe weder Gesetze, die Frauen schützen, noch existiere ein Konsens, dass gewalttätige Anmache ein Verbrechen sei. Immerhin wurde in Ägypten jetzt zwar eine Fatwa erlassen, die sich gegen die im islamischen Raum verbreitete sexuelle Belästigung stellt. Aber Ashour bezweifelt, ob ein Polizist die Klage einer Frau entgegennehmen würde. Das Hamas-Regime betrachte Frauen, die wegen sexueller Belästigung klagen, nicht als Opfer, sondern als Täterinnen, die den Mann provoziert hätten.

Von Prostitution hört man in Gaza nur gerüchteweise. Gesicherte Fakten gibt es nicht. Ashour gehört zu den wenigen, die darüber aus erster Hand berichten können, da sie bis



«Ich liebe dich»: Gäste im Café «Baka».

2015 zahlreichen Dirnen im Frauengefängnis juristisch beistand. Im «Reform and Rehabilitation Centre for Women» waren damals vierzig Frauen wegen Prostitution oder «illegaler Beziehungen» eingesperrt – das Gesetz mache da keinen Unterschied.

Eine Affäre zu haben, ist zwar laut Gesetz und aufgrund der sozialen Normen strikte verboten. Obwohl die Strafe für das «unsittliche» Verhalten hart ausfallen kann – entweder Gefängnis oder sogar die Todesstrafe: Viele setzen sich über das Tabu hinweg. «Unter dem Tisch» seien die sozialen Normen aufgehoben, sagt ein palästinensischer Journalist, der seinen Namen nicht in der Zeitung sehen möch-

Von Prostitution hört man in Gaza nur gerüchteweise. Gesicherte Fakten gibt es nicht.

te. Gerade weil Sex tabu ist, sei er in Gaza ein Dauerthema, so ein ausländischer Psychologe, der regelmässig in den Küstenstreifen fährt, um dort Patienten zu betreuen. Junge Männer würden sich in den eigenen vier Wänden mit Cybersex aufgeilen. Pornowebsites sind im Gazastreifen allerdings seit sechs Jahren gesperrt. Das Verbot sei notwendig, um den «Zusammenhalt der palästinensischen Gesellschaft» zu schützen. Die regierende Hamas hatte festgestellt, dass eine zunehmende Zahl von Palästinensern im Internet Sexinhalte konsumierte. Wer die verbotenen Seiten trotz des Verbots aufrufen will, erfährt die von Hamas formulierte Begründung für die Sperre: «Porno verletzt die gesellschaftliche Etikette.»

Bis heute setzt die Hamas dieses Verbot durch. Allerdings kann es mit Hilfe ausländischer Internetanbieter umgangen werden. Aber die Proxies sind teuer. «Nur wenige können es sich leisten, auf ausländische Server auszuweichen», weiss der Psychologe. Wer genügend Geld hat, kann zum Beispiel auf israelische Pornoseiten ausweichen. Bis zu zehn Prozent der Nutzer, schrieb vor einigen Jahren



Etwas mehr Freiheiten: Schischa-Raucherin.

eine israelische Zeitung, seien in Saudi-Arabien, Tunesien, Jordanien, Ägypten zu Hause – oder eben in den palästinensischen Gebieten.

Cybersex sei im arabischen Raum weit verbreitet, berichten arabische Nachrichtenagenturen. In Saudi-Arabien sollen bis zu 70 Prozent der Chats von Teenagern pornografische Inhalte haben. Je konservativer die Regierung, desto extremer die sexuellen Vorlieben. In den konservativsten Ländern, das zeigen Auswertungen von Google-Anfragen, werden die Suchbegriffe «Sex mit Schweinen», «Sex mit Eseln», «Sex mit Katzen», «Sex mit Affen» oder «Sex mit Schlangen», um nur einige zu nennen, besonders oft benutzt.

Häufige Kindesmisshandlungen

In Gaza sei Sex für die meisten Männer vor allem ein Machtinstrument, sagt ein Therapeut; auch er will anonym bleiben. Angesichts der stets präsenten Gewalt und der Todesnachrichten sei Sex für die Leute von Gaza ein «Substitut fürs Leben». Unverheiratete Jugendliche, die ihren Sexualtrieb nicht befriedigen können, würden sich an Kindern vergreifen. Verheiratete Männer seien ebenfalls ständig auf der Suche nach Sexabenteuern, und sie sprächen darüber ohne Unterlass: wie oft und mit wie vielen Frauen sie Sex hatten.

Was ihn besonders beunruhige: Immer wieder stosse er bei seinen Visiten auf Kindesmisshandlungen innerhalb der Familie – das gehe vom Betasten bis hin zu Vergewaltigungen. Darüber spreche keiner, und die Kinder könnten sich an niemanden wenden. Würden sie innerhalb der Familie misshandelt, wäre es gemäss Gesetz an den Kindern, den Nachweis dafür zu erbringen. Kein Kind wird es indes wagen, seinen Vater oder einen Bruder bei der Polizei anzuzeigen. Das würde das Risiko für das Kind erhöhen, weiter misshandelt zu werden. Auch die lokalen Kollegen schweigen, wenn sie Kindesmisshandlungen aufdecken, denn in Gaza seien auch die Psychologen, die sich um das Wohl der Kinder kümmern, mehrheitlich konservativ. ○

Klassisch & persönlich - Reisen mit TransOcean Kreuzfahrten

Individuelle Erlebnisse abseits des Massentourismus - Landschaften von idyllisch bis atemberaubend, von unberührt bis weltberühmt.

Delphi Spezialpreis inkl. Flüge bei Buchung bis 05. Oktober 2018. Sie sparen bis CHF 3'195.- p/P!

Jungfernfahrt in die südnorwegischen Fjorde

10 Erlebnistage inkl. Flüge

schon ab **CHF 1'690.-**

Reisedatum: 10.06.2019 – 19.06.2019



Norwegischer Fjord

MS Vasco da Gama		ab/bis Bremerhaven	
Kategorie	Delphi-Spezialpreis bis 05.10.2018	Pauschalpreis ab 06.10.2018	Sie sparen
2, innen	1'690.-	2'360.-	670.-
6P, aussen, Bullauge	1'990.-	2'725.-	735.-
6, aussen, Fenster	2'290.-	2'840.-	550.-
15, Superior, Balkon	3'390.-	4'320.-	930.-
DS, Suite, Balkon	4'390.-	5'895.-	1'505.-

Flüge: Zürich-Hamburg-Zürich

Nächtliche Sonne – Island und Spitzbergen

19 Erlebnistage inkl. Flüge

schon ab **CHF 2'990.-**

Reisedatum: 01.07.2019 – 19.07.2019



MS Vasco da Gama		ab Bremerhaven bis Kiel	
Kategorie	Delphi-Spezialpreis bis 05.10.2018	Pauschalpreis ab 06.10.2018	Sie sparen
2, innen	2'990.-	4'320.-	1'430.-
6P, aussen, Bullauge	3'690.-	5'025.-	1'440.-
6, aussen, Fenster	3'940.-	5'265.-	1'325.-
15, Superior, Balkon	5'890.-	8'105.-	2'215.-
DS, Suite, Balkon	7'990.-	11'185.-	3'195.-

Flüge: Zürich-Hamburg-Zürich

Aurora Borealis – auf dem Weg zu den Polarlichtern

13 Erlebnistage inkl. Flüge

schon ab **CHF 2'390.-**

Reisedatum: 08.11.2019 – 20.11.2019



Polarlicht

MS Astor		ab/bis Hamburg	
Kategorie	Delphi-Spezialpreis bis 05.10.2018	Pauschalpreis ab 06.10.2018	Sie sparen
3, innen	2'390.-	3'340.-	950.-
4, aussen, Fenster	2'690.-	4'470.-	1'780.-
5, aussen, Fenster	3'990.-	5'450.-	1'560.-
7, Suite, Fenster	4'990.-	6'910.-	1'920.-
8, Suite, Fenster	5'390.-	7'410.-	2'020.-

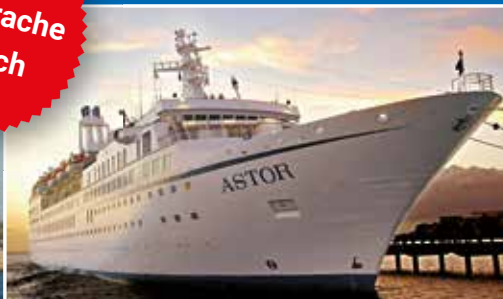
Flüge: Zürich-Hamburg-Zürich

Bordsprache Deutsch



Die Vasco da Gama

Luxuriös und familiär, einzigartig persönlich! 1150 Passagiere, 550 Crew-Mitglieder, BJ 1993, Umbau 2015, Renovation 2017, 9 Passagierdecks, 3 Restaurants, 5 Lounge-Bars, Casino, Wellness- und Fitness-Center, Spa, Pool, Jacuzzi, Tennisplatz, Basketball- und Sportfeld.



Die Astor

Stilvoll und überschaubar, klein aber fein! 570 Passagiere, 282 Crew-Mitglieder, BJ 1987 Umbau 2010, 7 Passagierdecks, 4 Restaurants, Bars, Wellness- und Fitness-Center, Spa, Innen- und Aussenpool, Bibliothek, Boutique

im Preis inbegriffen: Kreuzfahrt in der gebuchten Kabinen-Kategorie, Vollpension, Transfers Flughafen – Hafen – Flughafen, Taxen, Flüge in Economy Klasse

nicht inbegriffen: Annullations- und Rückreiseversicherung ab CHF 69.- p/P, Reservations-Gebühr CHF 20.- p/P, persönliche Auslagen, Getränke, Ausflüge, Trinkgelder ca Euro 8.- bis 10.- p/P und Tag.

Hinweis: Preise pro Person bei Doppelbelegung, je nach Verfügbarkeit. Weitere Informationen unter www.delphitravel.ch.





Rolle ihres Lebens: Meghan Markle in einer Gemeindegüche in Westlondon.



Ikone der Woche

Wahres Märchen

Von Claudia Schumacher

Es war einmal eine Prinzessin, die zog von Amerika nach London. Dort traf sie eine Gruppe armer Frauen. Ein schlimmes Feuer hatte das Zuhause der Frauen heimgesucht. Sofort verspürte die Prinzessin Mitleid. Die Frauen trafen sich in einer Gemeindeküche, wo sie zusammen für ihre Familien und die Nachbarn kochten. Sie fanden Trost dabei, und auch ein wenig Freude. «Wie oft könnt ihr hier kochen?», fragte die Prinzessin. Eine der Trümmerfrauen, Zahira mit Namen, antwortete: «Zweimal pro Woche.» – «Warum nicht jeden Tag?», fragte die Prinzessin. – «Das Geld fehlt», antwortete Zahira. «Wir könnten ein Kochbuch herausbringen!», fiel es der Prinzessin ein. Zum Glück der Frauen, war die Prinzessin einmal Schauspielerin und Influencerin gewesen. Bestens verstand sie es, ein wunderschönes Kochbuch herauszubringen und mit den PR-Mitteln eines modernen Königshauses ordentlich Geld in die kleine Gemeindeküche zu spülen. Jetzt berichten überall auf der Welt Zeitungen über «Together: Our Community Cookbook». Und sie zeigen das Bild einer Prinzessin, die zupackt, und der die Menschen vertrauen. Der Kensington Palace lancierte ein Video, das zu Tränen rührt. Liebliche Hintergrundmusik, Kinder und kochende, lachende Frauen, die Sätze sagen wie: «Wir nennen unsere Gemeindeküche *The Hubb*». Denn im Arabischen heißt *hubb* Liebe. Und was wir hier teilen, ist Liebe.»

«Heilende Kraft, Essen zu teilen»

Ein wahres Märchen. Meghan Markle hat im Kensington Palace die Rolle ihres Lebens gefunden. Das Video mit den Frauen, deren Nachbarschaft vom Grenfell-Turm-Feuer im Juni 2017 betroffen war, zeigt auch, dass sie sich treu geblieben ist. Wohltätigkeitsarbeit, Unterstützung von Frauen, Liebe zu gutem Essen und ein Zelebrieren ethnischer und kultureller Vielfalt: Dafür stand Markle auch schon, als sie TV-Anwältin, Lifestyle-Bloggerin und Botschafterin für UN Women war.

Als der Grenfell-Turm in Westlondon im letzten Jahr abbrannte, starben 72 Mensch in dem 24-stöckigen Sozialbau. Markle sagt, es gehe in der Gemeindeküche um die «heilende Kraft, Essen zu teilen». Die Frauen sind aufgeregt, dass nun Menschen auf der ganzen Welt ihre Rezepte nachkochen werden. Kokosnuss-Poulet-Curry, karamellisierte Pflaumenkuchen, Auberginen-Masala – klingt auf jeden Fall köstlich.

Together: Our Community Cookbook.
Clarkson Potter. 128 S. Erscheint am 25. September

Cuno Amiets Geheimnis

Er gab Winston Churchill eine Malstunde, war nach Ferdinand Hodlers Tod der unangefochtene Star der Schweizer Kunst. Cuno Amiet inszenierte sich als edelmütiger Bürger, als grossherziger Mensch. Einiges spricht dafür, dass dies bloss Fassade war. *Von Rico Bandle*

Mit 83 Jahren trank Cuno Amiet zum ersten Mal Whisky. Der Doyen der Schweizer Kunst befand sich im April 1951 gemeinsam mit zwei seiner Schüler und dem Farbenproduzenten Willy Sax auf der Fähre von Calais nach Dover. Die Reise hatte ein besonderes Ziel: Der ehemalige und zukünftige Premierminister Grossbritanniens, Winston Churchill, hatte die Schweizer eingeladen. Amiet sollte ihm eine Malstunde geben. Der Besuch des Solothurner Meistermalers war ein kleines Ereignis im Königreich, die Zeitung *Daily Telegraph and Morning Post* hatte die Ankunft angekündigt, die Besatzung der Fähre war über den prominenten Gast informiert.

Mit dem Whisky wollte sich Amiet nicht etwa Mut antrinken, sondern sich an den hochprozentigen Alkohol gewöhnen, um den er als Gast Churchills kaum herumkommen würde. Amiet war solch starken Stoff nicht gewohnt.

Die Episode passt zum Bild, das von dem populären Schweizer Künstler gezeichnet wird und das er selber mit viel Aufwand gepflegt hat: ein hochdisziplinierter und seriöser Schaffer, der frei ist von jeglichen Skandalen. Und der sich respektvoll anpasst, sofern es die Umstände verlangen. Bloss: So perfekt, wie er sich zeigte, war er wohl nicht.

Vermögen dank Bildern

Amiet, nach dem Tod Ferdinand Hodlers 1918 der unangefochtene Star der Schweizer Kunst, scheint keinerlei Brüche im Leben erfahren zu haben. Er stammt aus gutem, gebildetem Haus, der Vater war Staatschreiber in Solothurn. Seine Ehe mit der Hellsauer Wirtstochter Anna Luder hielt 55 Jahre, bis zu ihrem Tod. Von ihm sind keinerlei Eskapaden bekannt, keine Abstürze, keine amourösen Ausschweifungen – ganz anders als bei den zwei Überfliegern der Schweizer Kunst, Ferdinand Hodler und Amiets Götlibuben Alberto Giacometti, bei denen der unstete Lebenswandel und exzessive Frauengeschichten Konstanten waren, was auch in ihrer Kunst zum Ausdruck kommt.

Ist das Fehlen von Grenzerfahrungen, von existenzerschütternden Situationen der Grund, weshalb es der hochtalentierter Amiet zwar zu internationaler Anerkennung, aber doch nie in die absolute Top-Liga geschafft

hat? «Das ist ein sehr deutsches Denken», sagt Christoph Vögele, Direktor des Kunstmuseums Solothurn, das zum 150. Geburtstag eine grosse Amiet-Ausstellung zeigt. In Frankreich habe man diesbezüglich eine andere Auffassung. «Matisse zum Beispiel war ein zumeist glücklicher Mensch – und zweifellos einer der grössten Künstler seiner Zeit.» Amiet sei in seiner Denkweise klar von den Franzosen geprägt gewesen.

Wenn man Amiets Schaffensperioden anschaut, so war er allerdings tatsächlich dann am stärksten, als sein Leben instabil war. Mit 18 begann er in München das Kunststudium, lernte dort Giovanni Giacometti kennen, mit dem er ein Leben lang befreundet blieb. Die beiden machten gemeinsam die Rekrutenschule, führten das Studium in Paris fort. Mit 24 Jahren fand Amiet Aufnahme in Paul Gauguins Künstlerkolonie in Pont-Aven. Zum ersten Mal sah er einen van Gogh, traf Avantgardisten aus ganz Europa. Eine Offenbarung. Die Farbexplosion, der neuartige Umgang mit dem Pinsel, dieses Licht in den

schämte sich dafür, vom Vater noch mehr Geld annehmen zu müssen.

Diese Frühphase, als er als Pionier schwere Zeiten durchmachte, war eine seiner stärksten. Einen ähnlichen Höhenflug erreichte Amiet erst wieder in der Spätphase, nach dem Tod seiner geliebten Frau Anna: Sein Pinselzug wurde freier, die Bilder interessanter. Er arbeitete wieder vermehrt mit Tupfern (Pointillismus), mit Farbschleiern, der Ausdruck wurde wichtiger als die richtige Perspektive.

Die Werke aus der Zeit dazwischen, als Amiet mit der Massenproduktion von Gemälden ein Vermögen anhäufte, ist durch Mittelmässigkeit und permanente Repetition geprägt, darin sind sich alle Kunsthistoriker einig.

Peter Killer, ehemaliger Direktor des Kunstmuseums Olten und seit Jahrzehnten mit Amiet beschäftigt, glaubt, dass es nicht nur Wohlstand und Sicherheit waren, die Amiet in seinem Schaffen beschränkt haben: «Vieles deutet darauf hin, dass seine geschäftstüchtige Frau ihn dazu brachte, den Massengeschmack zu bedienen.»

Adoptiv- und Pflegeeltern

Das junge Ehepaar war 1898 auf die Oshwand in der Nähe von Herzogenbuchsee gezogen, wo Amiet nach dem Vorbild von Pont-Aven ein naturnahes, offenes Künstlerhaus erschaffen wollte. Nach prekären ersten Jahren konnte er dank dem wachsenden Erfolg seinen Traum bald verwirklichen. 1908 liess er sich ein villenartiges Jugendstil-Wohnhaus erbauen, 1912 erwarb er das anliegende Bauernhaus und baute es zu einem Atelier um. Die Amiets fielen mit ihrem Lebensstil auf: Sie gehörten zu den ersten Telefonabonnenten im Oberaargau und 1923 mit ihrem schicken Fiat-Cabriolet auch zu den ersten Automobilbesitzern.

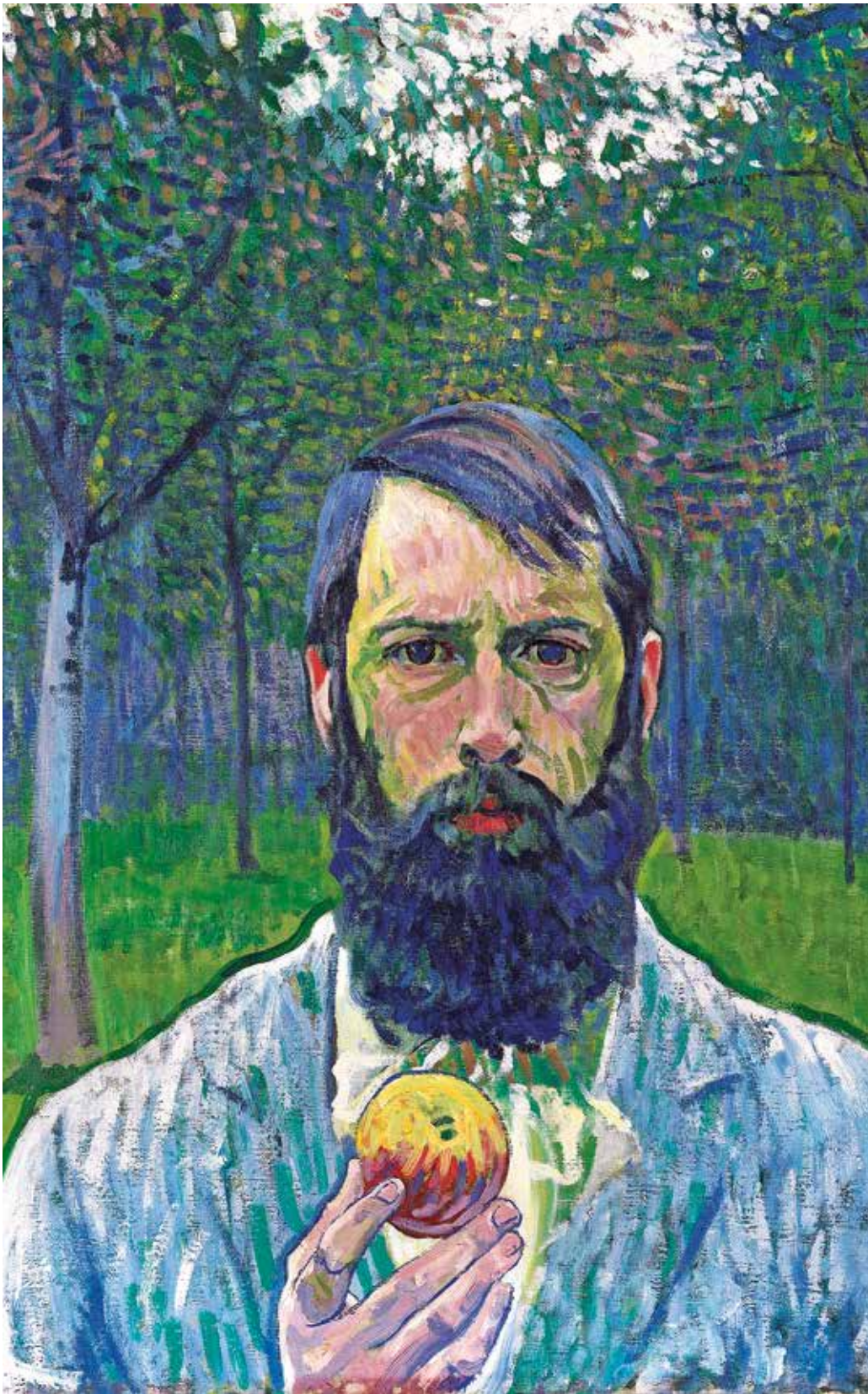
Auf seinen vielen Selbstbildnissen präsentierte sich Amiet stets in grossbürgerlicher Manier, mit Anzug und Fliege, manchmal mit Krawatte, nur selten bloss im Hemd. Besucher in Oshwand staunten zuweilen darüber, wie Amiet in edler Kleidung, auf einem teuren Teppich stehend, malte, ohne zu kleckern. Das Ehepaar gefiel sich in der Rolle der grosszügigen Gastgeber und – selber kinderlos – der



Aura des Unkritisierbaren: Adoptivmädchen «Greti», 1912.

Bildern der Impressionisten – das war völlig neu.

Zurück in der Heimat, erlebte er die Ernüchterung. Die Schweiz war noch nicht bereit für diese neuartige Kunst, die heute als klassische Moderne Höchstpreise auf dem Markt erzielt. Die Kritik zog vorerst hämisch über Amiet her. Der Künstler getraute sich kaum mehr aus dem Haus, wie er in einem Brief an seinen Freund Giovanni Giacometti schildert. Und er



«Strengste Selbstzucht»: «Selbstbildnis mit Apfel», 1903.

mehrfachen Adoptiv- und Pflegeeltern, unter anderem von Hermann Hesses Sohn Bruno.

Welle der Sympathie

Amiet wurde zum Schweizer Vorzeigekünstler. «Cuno Amiet gehört weder euch, den Solothurnern, noch euch, den Bernern!», sagte Bundesrat Philipp Etter zu dessen 90. Geburtstag 1958. «Cuno Amiet gehört uns allen, gehört dem ganzen Land der Eidgenossen und

darüber hinaus der ganzen grossen Welt der bildenden Kunst, die keine Landesgrenzen kennt.»

Viel zu seiner Popularität beigetragen hatte ein tragisches Ereignis. 1931 gingen bei einem Brand im Münchner Glaspalast fünfzig seiner wichtigsten Bilder in Flammen auf. In den Medien – sowohl in Deutschland als auch in der Schweiz – war dieses Drama ein riesiges Thema. Anstatt sich über sein Leid zu bekl-

gen, machte Amiet den Menschen Mut, indem er folgende Zeilen schrieb:

*Im Unglück liegt ein tiefer Sinn
Was taub und tot war, ist dahin.
Die Liebe blüht, die Herzen sind offen
Was kann man vom Leben mehr erhoffen?*

Der Künstler erfuhr eine Welle der Sympathie. Wie schwerwiegend der Verlust tatsächlich war, ist umstritten: Amiet hatte die Werke für die Münchner Ausstellung selber ausgewählt, es dürften also kaum unwichtige gewesen sein. Angesichts des Gesamtwerks von über 4000 Gemälden darf der Schaden aber auch nicht überbewertet werden.

Was hat er zu verbergen?

Peter Killer ist mittlerweile überzeugt, dass vieles beim Künstler bloss Fassade war. «Er tat alles dafür, ein perfektes Bild von sich als ehrenwerter Bürger abzugeben», sagt er. So ging er jeden Tag um 17 Uhr in die Dorfbeiz an den Stammtisch, was bis heute stets als Beweis für seine Volksnähe angeführt wird. Killer setzt ein Fragezeichen. «Kein Bauer kann um 17 Uhr schon in der Beiz sein. Zudem war Amiet mit seiner herrschaftlichen Kleidung dort sicherlich ein Fremdkörper.»

Der Amiet-Experte weist auch darauf hin, dass die «Freundschaft» zu Hermann Hesse nie warmherzig gewesen sei. Zum Bruch zwischen den beiden kam es, als Amiet dem Schriftsteller 1945 schrieb: «Ihr <Glasperlen-

Es erstaunt, dass die Aktbilder der Adoptivkinder nie zu Diskussionen Anlass gegeben haben.

spiel» habe ich vielfach gelesen, immer und immer wieder. [...] Und wir haben Freude gehabt, und uns ergötzt an Sätzen, an Worten, an der Darstellung von Situationen, die sich eine an der anderen entzündeten.» Bloss, das «Glasperlenspiel» ist kein Roman, sondern eine 700-seitige philosophische Abhandlung, eher schwer zu lesen. Sicher keine Lektüre, die man mehrmals liest und an der man sich ergötzt. Amiet hat Hesse wohl belogen. «Das passt zu ihm», sagt Killer.

Amiet schaffte es über die Jahrzehnte, sich eine Aura des Unkritisierbaren zuzulegen. So erstaunt es zum Beispiel, dass die Aktbilder seiner Adoptivkinder nie zu Diskussionen Anlass gegeben haben, obschon Nacktheit damals nicht nur auf dem Land äusserst schambehaftet war, selbst bei Kindern. Die abgebildeten Mädchen machen auf den Gemälden einen eher gequälten Eindruck. Dass nie jemand daran Anstoss nahm, liegt womöglich daran, dass Amiets Werk sonst frei von jeglicher Erotik ist, ausgenommen vielleicht von einigen Rückenaktbildern. >>>



Offenbarung: «Der grüne Hut», 1897.

War er prüde? «Aufgrund der Bilder muss man sagen, ja», so Peter Killer. Wobei er mittlerweile der Überzeugung ist, die ganze Fassade habe dazu gedient, etwas zu verbergen. «Womöglich ist da etwas, was niemand wissen sollte.» So gebe es einige Hinweise auf eine homoerotische Neigung.

«Fleiss, Ordnung und Sauberkeit»

Jedenfalls, Amiet fiel durch seinen hochdisziplinierten Lebens- und Arbeitsstil auf. Der Maler Ernst Morgenthaler, ein Schüler Amiets, machte den Erfolgsfaktor seines Meisters an der «alten Wahrheit» fest, «dass grösste Freiheit sich nur auf dem Boden strengster Selbstzucht entfalten kann». Bei Amiet hätten «Fleiss, Ordnung und Sauberkeit» oberste Priorität gehabt. Zuweilen habe er Schülern unsauber gewaschene Pinsel mit dem Ruf «Pfui Teufel» an den Kopf geschmissen.

Alles musste bei Amiet seine Ordnung haben. Nach seiner Mal-Lektion bei Winston Churchill schrieb der Künstler einen Erlebnisbericht für die NZZ. Selbstverständlich stellte er dem britischen Politiker den Artikel vor der Veröffentlichung zu, so dass dieser ihn absegnen konnte. Wie es sich gehört. Tatsächlich bekam Amiet den Segen von Churchill, der den Text mit einigen von Hand aufgetragenen Korrekturen und Bemerkungen zurückschickte.

Ausstellung zum 150. Geburtstag des Künstlers: Freundschaft und Verwurzelung – Cuno Amiet zwischen Solothurn und der Oschwand. Kunstmuseum Solothurn, 22. September bis 6. Januar.

Du-Sonderheft: Cuno Amiet. Maler der Moderne. Am Kiosk erhältlich.

Amiets Malstunde mit Churchill ist ausführlich beschrieben in Philipp Guts Buch «Champagner mit Churchill» (Stämpfli-Verlag).

Klassik

Land der Musikfestivals

Fast jeder Ort in der Schweiz hat sein Pop-Open-Air. Auch die Dichte an Klassikfestivals ist nirgends so hoch wie hier. Wir haben die vier wichtigsten besucht. Von Manuel Brug

Wissen die Schweizer eigentlich, dass sie, neben vielen anderen Superlativen, im Vergleich zu ihrer Landesgrösse im Sommer die meisten Musikfestivals beherbergen? Von St. Gallen bis zum Jura, von Basel bis ins Tessin wird von Juni bis September gefiedelt und gemamt, gesungen, gezupft, geklimpert und geblasen. Und besonders gern in und auf den Bergen, wo sich möglichst harmonische Töne mit schöner Landschaft verbinden. Alle Musikgenres sind dabei vertreten, aber auffällig viele Klassikfestivals gibt es, vom grossen Opern-Open-Air über die kleine, feine Barockakademie, vom Treffen der Künstler mit Kammermusikfreunden bis hin zum glamourösen Orchester-Parcours. Die akustischen Erträge von dreizehn solcher Festivitäten hat eben eine CD-Box bei Sony zusammengefasst. Natürlich kann es sein, dass gefragte, noch dazu in der Eidgenossenschaft lebende Künstlerinnen wie die Cellistin Sol Gabetta oder die Geigerin Patricia Kopatchinskaja gleich bei zwei oder drei Festivals herumschwirren, aber trotzdem bewahrt jedes sehr strikt seine Identität. Wir haben uns diesen Sommer bei vier der berühmtesten umgesehen.



Einfach nur gute Musik: Riccardo Chailly in Luzern.

Das Repräsentative — Luzern ist bequem. Man plumpst aus dem Zug (meist von Zürich) und ist gleich am See, im KKL, Alpenpanorama inklusive. Jean Nouvels minimalistischer und gleichzeitig opulenter Konzertsaal-Monolith bewährt sich auch im zwanzigsten Jahr als clean, praktisch und akustisch gut. Einunddreissig Tage lang gaben sich da diesen Sommer wieder Weltklasse-Klangkörper die Klinke in die Hand. Hier ist immer Akustiklaufsteg. Seit siebzig Jahren. Und neunzehn Sommer amtiert nun auch schon Michael Haefliger als ansprechbarer Intendant, der die ehemaligen Luzerner Festwochen als Lucerne Festival samt österli-

chem Ableger und Klavierschwerpunkt im Herbst neu gebrandet hat.

Er und Claudio Abbado haben die schöne und exklusive Idee eines Festivalorchesters neu belebt, in dem die Besten der Besten einfach nur gute Musik machen. Im dritten Jahr folgt nun Riccardo Chailly dieser Tradition. Die Konzerte mit Musik von Ravel und Bruckner bewiesen: Das ist wirklich einzigartig. Ein solches Alleinstellungsmerkmal gibt dem Festival Glanz. Denn zwar kann Haefliger mit seinen Mottos (heuer: «Kindheit») eigene Programmakzente mit den durchreisenden Luxusklang-Gästen setzen, aber sie sind eben auch anderswo zu hören.

Deshalb liegt ein starker Schwerpunkt auf der Moderne: Dieses Jahr feierte man beispielsweise den neunzigsten Geburtstag von Karlheinz Stockhausen. Und man gönnt sich die von Pierre Boulez mitgegründete Festival Academy, die wie das Orchester auch den Ruhm des Festivals auf Tourneen mehrt. Immer noch schwierig: die Integration der Luzerner in die zahlkräftigen Gästeschar. Die Menschen am See und die Klientel im KKL, das sind nach wie vor zwei wie durch Glasscheiben getrennte Welten.

Das Gesellige — Verbier, das ist im Winter Skifahren und im Sommer ewige Chalet-Party in den Walliser Bergen. So geht die Festival-Mär. Nicht ganz. Martin Engstroem, ehemaliger Agent und zeitweilig künstlerischer Chef der Deutschen Grammophon, hat hier vor 25 Jahren auf 1500 Metern im Val de Bagnes einen meist sonnigen Klassik-Hotspot nicht nur für die Westschweiz geschaffen. Hier treffen sich etablierte Stars und heisse Newcomer. Dazwischen quirlen Hundertschaften von der Akademie, denn auch der Orchester- und Instrumentalistennachwuchs wird vor Ort von den Besten seiner Zunft gedrillt und gefördert. Engstroem ist ein wenig abgekommen von schrägen Duos à la Martha Argerich und Nigel Kennedy, doch immer noch gilt: Wer hierherkommt, spielt meist mit Orchester oder allein, aber auch mit Kammermusikkollegen – und das dann meist exklusiv.

Solches findet ausser in der stimmungsvollen Betonkirche vorwiegend in einem inzwischen akustisch passablen Zelt statt. Doch Engstroem träumt zumindest von einem mittelgrossen Saal, der die Kirche ersetzen soll. Und weil viele Künstler hier mit der Familie gleich Ferien machen und sich jeden Abend von anderen Chalet-



Festspieldebüt: Simon Rattle in Verbier.

besitzern auf deren Partys verköstigen lassen (bevor es für die Jüngeren in den legendären Pub geht), kann es passieren, dass man ganz unverhofft das Festspieldebüt von Simon Rattle als Spontan-Einspringer erlebt – und dabei sollte der nur auf die Kinder aufpassen, während Gattin Magdalena Kozená Barockes singt!

Verbier ist etwas zur Ruhe gekommen. Trotz grosser Oper und Sinfonik. Aber die Qualität stimmt. Und nirgends ist man so schnell auf dem Berg. Mit Bruckner in den Ohrstöpseln.

Das Bewährte — Das Gstaad Menuhin Festival bekam durch Yehudi Menuhin seinen guten Klang und bis heute seinen Namenszusatz. Die Milliardäre im Saanenland liessen sich vom pädagogischen Eros des legendären Geigers, der hier 1957 seinen Wohnsitz nahm, gern anstecken und sich den Geldbeutel öffnen. Nach wie vor spielen Weltklasse-Instrumentalisten in den wunderschönen alten Kirchen der Umgebung exquisite Kammermusik, und für den Glanz ist das seit 1988 integrierte Zelt eines verblichenen Konkurrenzfestivals zuständig. Ab 2002 hat der Basler Musikmanager Christoph Müller das etwas stumpf



Pädagogischer Eros: Sol Gabetta in Gstaad.

gewordene Image wieder aufpoliert, das Publikum strömt von beiden Seiten des Röstigrabens hin.

Die einen konzentrieren sich auf originelle Programme wie etwa alle Kompositionen von Johannes Brahms, die dieser in seinen drei Sommern am nahen Thunersee vollendet hat. Schon 1888 klagte Brahms brieflich gegenüber Seelen-

freundin Clara Schumann über die Hitze und die volle Schweiz. Grosses Gelächter, als Stefan Gubser und Hannelore Elsner die Stelle in der Kirche von Zweisimmen vortragen. Und selbst im Zelt müssen sich hinter dem Tennishallen-Foyer mit Champagner-Lounges, echtem Alpenkaviar und Uhrenvitrinen Goldkehlen wie Juan Diego Flórez und Olga Peretyatko vor eigens aufgestellten Pappgipfeln arios auf das Motto «Die Alpen» einlassen.

Andere zieht es hier ebenfalls zu diversen Akademien: Jaap van Zweden betreut Dirigenten und das Festivalorchester, Cecilia Bartolis Mutter Sänger, der enthusiastische Schweizer Blockflöten-Primus Maurice Steger seine Blas-Schüler. Dazwischen ziehen die Kühe von den Alpen herab durchs Dorf. Und wenn es regnet, locken die Hotels mit bis zu zehn Saunen.



«Heute Ruhetag»: Patricia Kopatchinskaja in Davos.

Das Besondere — Davos ist nicht schön, aber es liegt wundervoll. Und mit seiner besonderen Geschichte und Ausstrahlung scheint es ebenfalls ein idealer Festspielort zu sein. Deswegen gründete hier 1986 Michael Haefliger ein Festival für «young artists in concert». Die sind keine No-Names, Patricia Kopatchinskaja gab sich auch hier die Ehre als meist unsichtbarer «Artist in Ruhe» – denn kein Festival ohne Motto. Hier wurde die Parole «Heute Ruhetag» ausgegeben. Dabei wird einiges geboten. Der vielgefragte Klarinetist Reto Bieri, der jetzt fünf Jahre lang verantwortlich zeichnete und den Stab an den Schweizer Pianisten Oliver Schnyder abgibt, hält seine treue, meist mehrere Tage bleibende Kundschaft auf Trab.

Hier wird im ehemaligen Lungensanatorium Schatzalp vor dem Panoramablick dem Geheimnis von Brahms' «Wiegenlied» auf den Grund gegangen. Mit Goethe findet man auf einer herrlichen Bergwanderung musikalisch untermalt «Gipfel» und «Ruh». Es gibt viel Moderne zu hören, bei einem Konzert pendelt man zwischen Waldfriedhof und Krematorium, auch Peter Tschaikowsky ist zu Tisch bei einem Mahl für berühmte Tote, eine Matratze berichtet opernhaft vom Lieben und Sterben auf ihren Sprungfedern. Am Ende sind alle Besucher ganz still und entschleunigt. Bereit für den nächsten Schweizer Festivalsommer!

Dokumentation

Wo bist du, João?

Der Schweizer Regisseur Georges Gachot sucht den Bossa-Nova-Erfinder João Gilberto.

1956 schliesst sich ein junger Brasilianer während Monaten mit seiner Gitarre in einem gekachelten Klo ein, der besonderen Akustik wegen. Als er wieder herauskommt, hat er einen neuen Musikstil erfunden, mit vertrackten Harmonien und geschmeidigem Gitarrenspiel. Dazu flüstert und haucht er Worte wie «Hô-bá-lá-lá» oder «Bim Bom».

Sein Vater ist überzeugt, dass er verrückt geworden ist, und weist ihn in eine Irrenanstalt ein. Dort fragt der 25-Jährige einen Arzt: «Sehen Sie, wie der Wind die Bäume enthaart?» Der Arzt erwidert: «Aber Bäume haben doch keine Haare!» – «Und Sie haben keine Poesie», sagt der junge Mann. Aus der Irrenanstalt entlassen, geht der Erfinder des neuen Musikstils nach Rio de Janeiro, wo er 1959 seine erste Platte aufnimmt. Ein Journalist gibt der sanft wiegenden Musik einen Namen: «Bossa Nova» (portugiesisch für «Neue Welle»). Die Brasilianer verfallen der Anmut der Klänge sofort, und die schönen Frauen Rios flüstern den Namen des Mannes, der diese wunderbar traurigen Lieder singt: «João... João Gilberto...»

1962 geht Gilberto nach New York und spielt mit dem Jazzsaxofonisten Stan Getz ein Album ein. Darauf gibt es ein Lied, das von einem Mädchen erzählt, das schlank und braungebrannt ist und so hübsch, dass jeder, an dem es vorbeigeht, «ah!» machen muss. Es ist das Lied «The Girl from Ipanema» und wird ein Welthit. Doch je mehr die Menschen João Gilberto lieben, desto mehr wendet er sich von ihnen ab. Es beginnt damit, dass er immer seltener Konzerte gibt. Und wenn, dann bricht er sie meist ab, weil ihn irgendetwas stört – meist ist es das Publikum. Zuletzt verlässt Gilberto kaum noch seine Wohnung in Rio de Janeiro. Er soll am Tag schlafen und aufstehen, wenn es dunkel werde, heisst es. Er soll nur noch mit Katzen reden. Er soll 300 Kilo wiegen. Er soll die ganze Zeit Gitarre spielen.

Der Schweizer Regisseur Georges Gachot hat sich auf die Suche nach dem Musiker gemacht. In seinem Film «Wo bist du, João Gilberto?» spricht er mit Freunden und Weggefährten. Und mit dem Geist von Marc Fischer, einem 2011 verstorbenen Schriftsteller, der Gilberto ebenfalls suchte. Zuletzt steht der Regisseur vor einer Tür in Rio de Janeiro. Ist es die richtige? Und wird sie sich öffnen? *Dominik Imseng*

Wo bist du, João Gilberto?: seit 13. September im Kino

FORUM WIRTSCHAFT TRIFFT FAMILIE

27. SEPTEMBER 2018
15.30 – 18.30 Uhr



20 JAHRE  Schweizerische Stiftung
für die Familie
FAMILIE IST ZUKUNFT

Spendenkonto: CH90 0900 0000 6007 4959 6
info@stiftung-familie.ch | www.stiftung-familie.ch

**Erfolgsfaktor Familie – wie die «neue
Vereinbarkeit» Mehrwert für alle schafft.**

Auf dem FORUM erfahren Sie

- wie in der Familie erworbene Kompetenzen entdeckt und gefördert werden und
- was Familienkompetenzen mit Fachkräftesicherung zu tun haben
- wie familienfreundliche Arbeitszeitmodelle in der Praxis funktionieren

Keynotes und Podiumsdiskussion



Joachim Lask
Wirtschaftspsychologe und Autor von
«Gute Eltern sind bessere Mitarbeiter»



Robert Heinzer
Personalleiter und
Prokurist bei der
Victorinox AG



Dr. Christiane Herre
Leitung Personal-
und Organisations-
entwicklung bei der
Postfinance AG



Dr. Andreas M. Walker
Co-Präsident swiss-
future (Moderation)



Johannes Läderach
CEO der Läderach AG

Location

Pfarreizentrum Liebfrauen
Weinbergstrasse 36, 8006 Zürich

Anmeldung

www.stiftung-familie.ch/forum
Eintritt frei, Jubiläumsspende
erbeten.



Patronat

Nationalratspräsident Dominique de Buman

Medienpartner:

DIE WELTWOCH


SwissLife
Stiftung Perspektiven


Katholische Kirche
im Kanton
Zürich


BLANKART & CIE


VICTORINOX


Jily


printessinz.ch

B&C
BALDI & CARATSCH
Rechtsanwälte

Partner und Förderer:

Ich tötete Niklaus Meienberg

Vor 25 Jahren führte ich das letzte Interview mit Niklaus Meienberg. Und liess ihn dann wissen, wie man sich am besten umbringt.

Von Dominik Imseng

Als er dasitzt, am Nachmittag des 27. August 1993 im Restaurant «Kropf» in der Zürcher Altstadt: eine Plaudertasche. Ihm sei schwindlig, sagt Meienberg und wird den Hut, den er trägt, während des achtstündigen Gesprächs nicht abnehmen.

Anekdoten reihen sich an Anekdoten. Vor allem über Berufskollegen lästert der grosse Journalist. Scheisskerle die meisten, Schweinehunde. Noch einmal Salzbrezeln und Bier. Das hilft, seine Antworten beginnen, sich auf die Fragen zu beziehen. «Wir brauchen eine gescheitere, witzigere Art von Journalismus», sagt Meienberg. «Reportagen sollen als Geschichten erzählt, persönliche Erlebnisse nicht ausgespart werden. Niemand soll tun, als hätte er die absolute Wahrheit.»

Dann kommt er auf den zweiseitigen Artikel über ihn zu sprechen, der im März 1993 in der NZZ erschien. «Linker Gesinnungsjournalismus», stand darin. «Hohles Dröhnen». «Ein Gefangener seines Werks».

«Es wäre anständig gewesen, mir die Möglichkeit einer Richtigstellung zu geben», sagt Meienberg. «Ich wäre daran interessiert, mit dem Bürgertum – soweit es überhaupt noch existiert – einen offenen Dialog zu führen.» Er vermutet, dass der Artikel ein Racheakt von NZZ-Feuilletonchef Martin Meyer war, dessen Ernst-Jünger-Biografie Meienberg im *Spiegel* verrissen hatte.

Halb zwölf Uhr nachts. Wir bummeln durch die Zürcher Altstadt, Meienberg mit Zigarre. In der Stadelhofer Passage will er bei Roger Schawinski klingeln. «Dass ausgerechnet der jetzt in Max Frischs Wohnung sitzt!»

Zwei Tage später, es ist Sonntag, ruft Meienberg an. Ob ich bei ihm vorbeischaun könne? Warum, bleibt unklar.

Wer hat die Schläger angeheuert?

Wir treffen uns am Bahnhof Oerlikon und schlendern zur Einfeldstrasse 6. Im September 1992 schlugen ihn Nordafrikaner vor der Haustür nieder und traten ihm noch in die Augen, als er schon wie tot am Boden lag.

«Kurz zuvor hatte ich eine kritische Reportage über Esoterikseminare im Berner Oberland veröffentlicht», sagt Meienberg. «Später riefen mich dann mehrere Teilnehmer an und meinten: «Dir ist ja wohl klar, wer dich hat ver-

prügeln lassen.» In Zürich zwei Schläger anzuheuern, kostet ja tatsächlich nicht viel.»

Nächstes Thema: Meienbergs Motorradunfall in der Nähe von Toulouse im Juni 1993. Einer sei ihm reingedonnert, sagt er. Wer, sei



Frage für einen Freund: Reporter-Ikone Meienberg.

längst bekannt. Irgendein hohes Tier, einer der Unbelangbaren. Morgen müsse er wieder zum Arzt. In der Ecke klebt Meienbergs Visitenkarte aus den Tagen im Pariser Stern-Büro an der Wand.

Wir sitzen da und trinken Wein. «Von dem hat mir Max Frisch immer ein paar Kisten zu Weihnachten geschickt.» Dann breitet Meienberg Korrespondenzen aus, kopiert oder im Original. «Ich will meine Briefe immer zurück, wenn eine Beziehung in die Brüche gegangen ist.» Eineinhalb Kilo Liebesbriefe habe er.

Während Stunden gehen wir Ordner durch – ein Nachlass zu Lebzeiten. Seinen ärgsten Feinden schreibt Meienberg in gedrechseltem Französisch. Weil sie so erst herausfinden müssen, wie sehr er sie verachtet. Dann bringt er eine Kiste voller Zeitungsausschnitte («Hat mir jemand zugeschickt»). «Meienberg, der

Starschreiber», steht da. «Meienberg, das *enfant terrible*».

Er schleppt weiter an. Wie eine Katze, die stolz die erlegten Vögel und Mäuse präsentiert. «Hier der Brief von Otto Coninx, fünfzehn Jahre Schreibverbot beim *Tagli*.» Dann holt Meienberg die Briefe und Faxe hervor, die er im Februar 1991 an Staatsmänner wie François Mitterrand und Václav Havel schickte, um den Krieg gegen Saddam Hussein zu stoppen. Seiner Überzeugung nach drohte dieser in einem dritten Weltkrieg zu enden.

Zuletzt trägt Meienberg Gedichte vor. Apollinaire, den auch seine Todesanzeige zitieren wird, und eigene, aus der «Geschichte der Liebe und des Liebäugelns». Die Lampe wirft seinen grotesken Schatten an die Wand.

Als ich mich aufmache, es ist fast Mitternacht, murmelt Meienberg zwischen Tür und Angel: «Ein Freund von mir, ein alter Mann, hat Krebs – unheilbar. Er will nicht mehr leben. Weisst du, wie man sich schmerzlos umbringt?»

Warum fragt Meienberg ausgerechnet mich – einen jungen Mann, den er gerade erst kennengelernt hat? Warum ist eine Bekannte von mir Krankenschwester? Warum frage ich sie nach einem Todesrezept? Warum gibt sie mir Auskunft? Warum rufe ich Meienberg ein paar Tage später an und teile ihm das Ergebnis meiner Recherchen mit?

Schlaftabletten, Zäpfchen gegen das Erbrechen, einen Plastiksack über den Kopf.

Wusste ich, dass Meienberg von sich sprach? Natürlich nicht. Fragte ich mich, ob der «alte kranke Freund» er selbst sein könnte? Ja, das tat ich. Aber der Wunsch, dem grossen Autor mit einer Auskunft zu dienen, überwog die Sorge, dass ich ihm helfen könnte, sich das Leben zu nehmen.

Indem ich Meienberg eine wichtige Information lieferte, wollte ich dafür sorgen, dass aus unserer Bekanntschaft eine Freundschaft wurde.

«Eineinhalb Belegexemplare»

Schauspielhaus Zürich, 16. September 1993, Premiere einer Neuinszenierung von Schillers Stück «Die Räuber». Gegen ein oder zwei Uhr nachts kommt Meienberg in den Keller. Setzt sich zu den Jungen, zu den Frauen. Einmal mehr erzählt er von seinem Töffunfall, von seiner Wunde am Kopf. «So lang war sie.» Es ist nichts zu sehen.

Als wir uns verabschieden, frage ich ihn, wie viele Belegexemplare er nach Erscheinen des Interviews benötige. «Eineinhalb.» Nur Tage später nimmt sich Meienberg in seiner Wohnung in Oerlikon das Leben.

Mit Schlaftabletten, Zäpfchen gegen das Erbrechen, einem Plastiksack über dem Kopf.

Prinzessin von einem dunklen Ort

Ezgi Cinar hat Erfolg mit ihren kostbaren Kleidern. Die in der Türkei geborene Frau will sich nicht damit abfinden, dass in der Schweiz das Ende der Kleiderstange oft rasch erreicht ist.

Von Mark van Huissing

An der Energy Fashion Night dieses Frühjahr fiel eine Kollektion auf: Es handelte sich dabei nämlich um richtige Kleider, die herausragten aus den Basics oder der Mode für sehr junge Leute, die an dem Fashion-, Unterhaltungs- und Musikanlass des Radiosenders gleichen Namens zur Mehrheit gezeigt wurden. Nachdem zuvor Models in T-Shirts und Shorts über den langen Laufsteg des Hallenstadions in Zürich gegangen waren, gab es plötzlich Abendkleider aus weisser und schwarzer Spitze, teilweise bestickt mit Perlen, sowie bodenlange Mäntel aus grünem Samt zu sehen. Die Looks erinnerten an den Kostümfundus eines Opernhauses. Und die Mädchen, die sie trugen, sahen nicht mehr aus wie Girls auf dem Weg an den Strand, sondern wie Besucherinnen eines Balls, an den nur junge, schöne Frauen eingeladen werden. Der Name der Marke und der Frau, die dafür verantwortlich ist: Ezgi Cinar.

Dabei handelt es sich um eine Schweizerin türkischer Herkunft, die seit zweieinhalb Jahren als Kreativdirektorin fast alles macht, was es zu tun gibt in ihrem Eine-Frau-Modehaus: vom Entwerfen der Kollektion über deren Bewerben bis zum Verkaufen. Das Einzige, was sie nicht tut, ist selber nähen. Obwohl sie auch das könnte, falls sie sich klonen könnte und dann Zeit dafür hätte – sie hat Schneiderin respektive, wie's heute heisst, Bekleidungs-gestalterin gelernt.

Kate Hudsons Pyjama

Beim Marketing in eigener Sache ist sie wenigstens so talentiert wie beim Bekleidungs-gestalten: «Das Erfolgsrezept der Märchen-prinzessin» war die Überschrift eines *Sonntagszeitung*-Porträts, wo weiter stand, die Designerin mische gleich die Modebranche neu auf. Während im *Sonntagsblick* «Neue Mo-

«Mich kennt man in der Stadt», sagt sie und meint Zürich, wo sie wohnt, «ich falle auf.»

delinie aus der Schweiz: Fashion wie aus dem Märchen» stand. Und das ist nur ein Auszug aus den *old media*, in sozialen Netzwerken pflegt Cinar den Auftritt einer Stardesignerin. Oder eines Stars, ohne Zusatz «Designerin» – angeblich 100 000 Abonnenten folgen ihrem Instagram-Konto und bekommen dort Lebensweisheiten mitgeteilt («My drive comes



«Mein Ziel ist, eine Weltmarke aufzubauen»: Designerin Cinar und ihre Mode.

from a place of misery», etwa «Mein Antrieb kommt von einem dunklen Ort»; die Prinzessin mag's morbide, mehr Edgar Allan Poe als Walt Disney). Zur Hauptsache aber gibt's Fotos von Ezgi in Wohnungen, Häusern und an Plätzen, wo vermutlich reiche Freunde leben. Die Kreativdirektorin – mal nachdenklich, mal dekadent, mal verführerisch, mal *hung-over* – spielt die Hauptrolle im Film eines Lebens, das aufregend aussieht. Wer sich für ihre Kreationen interessiert, abonniert sich auf «ezgicinar official»; was aber nicht mal ein Fünftel der Follower der privaten Ezgi tun.

In der Schweiz tragen Melanie Winiger, eine Schauspielerin, Annina Frey, eine Moderatorin, oder die Influencerin Zoë Pastelle Kleider von ihr. Von Kate Hudson, einer Hollywoodschauspielerin, gibt's ein Foto in einem Ezgi-Cinar-Pyjama. Solche Kundinnen zu haben, sei gut und wichtig, sagt Cinar (mit Winiger sei sie befreundet zudem). Sie arbeite daran, dass noch mehr bekannte oder berühmte Frauen in

Manchmal trägt sie Augenringe im Gesicht; «Ich bin eine 24-Stunden-Person.»

Stücken von ihr zu sehen seien – gerade schloss sie Verträge ab mit einer Public-Relations-Agentur in Los Angeles beziehungsweise einer Modeagentur in Mailand; über PR-Agenturen kommt man an Stars ran, über Modeagenturen an Läden, die die Kollektion verkaufen. Doch die wichtigste Botschafterin der Marken von Ezgi Cinar ist – Ezgi Cinar.

«Mich kennt man in der Stadt», sagt sie und meint Zürich, wo sie wohnt, «ich falle auf.» Sie werde angesprochen auf der Strasse, von Frauen, die Kundinnen seien, respektive solchen, die es werden könnten. Oder von Mädchen, die Mode mögen und ein Auge haben für Stil (es gibt ausschliesslich Damenoberbekleidung von ihr). Sie fällt auf, das kann man sagen. Obwohl – oder gerade weil – sie *petite* ist, vielleicht 1,60 Meter klein und 45 Kilogramm leicht. Über ihr Gewicht möge sie nicht mehr reden, ihre Nahrungsaufnahme sei normal, sagt sie. Das Grösste an ihr sind ihre Lippen, dann folgen die Schuhe. Ich habe sie bis jetzt einmal nicht auf hohen Absätzen gesehen (wir sind ein bisschen bekannt miteinander), da hatte sie klobige Turnschuhe an. Ihre Haarfarbe wechselt, vor Monaten war's Pink, jetzt ist's Platinblond. Manchmal trägt sie Augenringe im Gesicht; «Ich bin eine 24-Stunden-Person», erwiderte sie auf die Frage, ob sie eine Lerche oder Eule sei, also Frühaufsteherin oder ein Nachtmensch. Sie ist mehrfach tätowiert, auf dem Ballen der rechten Hand steht «fighter», Kämpferin.

Im Augenblick entwirft sie jährlich zwei Kollektionen und lässt dafür je zwei- bis dreihundert Teile herstellen, also vier- bis sechs-

hundert im Jahr, sagt sie. Zu kaufen sind diese bei Bongénie Grieder in Genf, Maison Gassmann in Zürich und, seit dieser Saison, zudem bei Grieder ebendort. In Genf, berichtet die Bongénie-Leitung, spreche die Kollektion im Allgemeinen mehr orientalische und russische Kundinnen an. Wie viele Kleider respektive zu welchem Preis verkauft werden? «Ich gebe aus Prinzip keine Auskunft, in guten sowie in schlechten Zeiten», sagt die Designerin.

Karriere ohne Sugardaddy

Deshalb folgende Annahme: Zwei Drittel ihrer Ware finden Käuferinnen, und zwar für 1000 Franken das Stück. Macht zirka 270 000 bis 400 000 Franken Jahresumsatz. Wovon die Hälfte die Händler nehmen. Bleiben 135 000 bis 200 000. Damit müssen Kosten für Stoffe, Näherinnen, Marketing et cetera bezahlt werden – kommt auf, im besten Fall, 100 000 Franken – *give or take* – Jahreseinkommen für Ezgi Cinar raus. Dolce & Gabbana ist das nicht. Doch die sind zu zweit, erstens, und haben auch mal klein angefangen. Cinar bietet ferner Couture an. Die Zielgruppe dafür sei in New York, London oder Paris; der Preis je Kleid auf Mass liege bei über 10 000 Dollar, Pfund oder Euro, sagt sie. Stückzahlen gibt sie auch hier nicht bekannt. Dafür das: «Mein Ziel ist, eine Weltmarke aufzubauen.» Vielleicht sollte sie von einem Traum statt einem Ziel sprechen stattdessen. Und den verwirklicht sie. Dafür arbeitet sie. Vierundzwanzig Stunden am Tag, falls nötig, sagt sie. Und, um eine naheliegende Vermutung zu widerlegen: Nein, sie habe keinen Mäzen, Investor, Sugardaddy et cetera. Sie sei selbstfinanziert.

Wenn eine Modedesignerin in der Schweiz drei-, vierhundert Kleidungsstücke in dieser Preislage verkaufe, sagt Yannick Aellen, Gründer von Mode Suisse, der Plattform für Schweizer Modedesign, «ist das ein Erfolg». Neben der modischen Qualität erwähnt er besonders den smarten Aufbau von Cinars Marke lobend; die schicken Instagram-Bilder, die zum Teil dank ihrer Verbindungen als ehemalige Stylistin für Werbeaufnahmen zustande kommen, bringen was. Und dass eine Newcomerin seit sechs Saisons in Folge bei Maison Gassmann verkauft werde, sei eine beachtliche Story, sagt Aellen weiter.

Und die ist noch nicht zu Ende erzählt: Hergestellt wird die Demi-Couture-Kollektion (Bezeichnung von Cinar) in der Schweiz, vollständig. Und zwar mitten in Zürich, *chez* Modeco, der Schweizerischen Fachschule für Mode und Gestaltung. In deren Winterthurer Ableger, nebenbei, absolvierte Ezgi Cinar ihre Ausbildung. Doch das war damals, heute ist sie «eine unserer grössten Auftraggeberinnen», sagt Denise Christen, Direktorin des öffentlich-rechtlichen, zum Teil subventionierten Betriebs. Cinar sei anspruchsvoll, verlange Qualität, doch es handle sich um einen «tollen

Auftrag und eine Chance für die jungen Leute». Als die Direktorin mir die Ateliers mit Blick auf den Kreuzplatz zeigte, nähten ein Dutzend oder so junge Frauen in Ausbildung gerade Mäntel aus grünem Samt, die wenige Wochen später etwa bei Grieder am Paradeplatz zu kaufen waren (für 1700 Franken das Stück).

Ezgi Cinars Mode, Stoffe, Zahlen ... alles interessant. Doch wer ist die kleine, unermüdete Kämpferin mit dem grossen Traum? Fragen dazu, so sieht's aus, sind ihr peinlicher, als im falschen Kleid auf der richtigen Party aufzukreuzen, verursachen mehr Schmerzen als ein Kilometermarsch auf Elf-Zentimeter-Absätzen. Geboren im Tierkreiszeichen des Schützen, Aszendent Skorpion, in Istanbul. Von wo der Vater mit der Familie nach Libyen floh, als sie zweijährig war, aus politischen Gründen. (Was muss einer für eine Politik vertreten, dass er in den späten 1970er, frühen 1980er Jahren ins Land des Obersten Muammar al-Gaddafi floh?) Als sie neun war, zogen die Cinars in die Schweiz. Sie hat zwei Brüder, von denen mindestens einer bei ihr mitarbeitet, unter anderem als ihr Fahrer. Sie wurde jung Mutter und war bald alleinerziehend; jetzt ist die Tochter sechzehn, besucht die F+F Schule für Kunst und Design in Zürich. Doch wie ging es, als Mia klein und sie, Ezgi, viel reisende Stylistin war? Oder die Zürcher Filiale der Wäschemarke Agent Provocateur mit aufbaute? Oder an ihrem Ruf als einem der ausdauerndsten Zürcher Partygirls arbeitete? Es ging halt, sagt sie. Und dass der jeweilige Partner sie unterstützt habe.

Das ist die Story, die Ezgi Cinar nicht teilt mit ihren 120 000 Followern oder ihren Kundinnen. Für sie gibt's die Mode, die Marke und die vielen Bilder von der Prinzessin, deren Antrieb von einem dunklen Ort kommt.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

itjobs CH
KARRIERE AUF SICHER



Die Bibel

Philosophie futsch? Man denke

Von Peter Ruch

Und alle Geräte des Hauses Gottes, die grossen und die kleinen, und die Schätze des Hauses des Herrn und die Schätze des Königs und seiner Fürsten, dies alles brachte er nach Babel. Und sie verbrannten das Haus Gottes und rissen die Mauer Jerusalems ein (2. Chronik 36,18–19a). Das war das Ende von Juda mit der Hauptstadt Jerusalem und dem Tempel um 587 v. Chr. Nichts anderes war zu erwarten, als dass der jüdische Glaube aus der Weltgeschichte verschwinden würde. Es kam anders: Der Prophet Jeremia rief die Deportierten in Babel auf, das dortige Gemeinwohl zu fördern, Häuser zu bauen und Kinder zu zeugen. Ihre Gottesbeziehung wandelte sich, so dass sie ohne Tempelkult auskamen. Vor dem Zusammenbruch waren die sozialen Zustände sowie der Glaube in Israel zerrüttet gewesen. Der religiöse Neubeginn war ein Wunder.

Niedergänge und Zerstörungen können einen schöpferischen Keim enthalten. Nach dem Dreissigjährigen Krieg folgten Toleranz und eine stabile Friedensordnung. Dem Sturm Lothar folgte eine bessere Biodiversität. Angesichts von Debakeln wäre deshalb mehr Mut vonnöten. Wie ich unlängst in einem Vortrag hörte, befindet sich auch die deutschsprachige Philosophie im Zusammenbruch. Keine einzige der fünfhundert meistzitierten Arbeiten aus den bedeutendsten Philosophie-Journalen der Welt stammt von einem deutschsprachigen Philosophen oder einer Philosophin. Der jüngste bedeutende Philosoph, Peter Sloterdijk, ist über siebzig Jahre alt. Noch nie gab es so viele gutbezahlte Berufsphilosophen, und noch nie haben sie so wenig erzeugt. Vor langer Zeit er sann Martin Heidegger den Kampfbegriff der antiakademischen Philosophie. Ludwig Wittgenstein nahm bloss an einer einzigen Fachkonferenz teil. Auf den Lehrstühlen werden heute vor allem Förderanträge und Verwaltungsformulare ausgefüllt. Besser wäre es wohl, wenn man die Fakultäten, wie den Jerusalemer Tempel, schliessen und damit den schöpferischen Weg öffnen würde für das, was die Philosophie eigentlich zu tun hat: denken. Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Moralisch komplett überfordert: Susanne Wolff als Notärztin und Abenteurerin Rieke.

Kino

Konflikt des Grauens

Eine Seglerin trifft auf hoher See auf ein Flüchtlingsboot. «Styx» ist der erste deutschsprachige Film, der sich an ein brandaktuelles Thema wagt. Von Wolfram Knorr

Sie will endlich mal raus aus der täglichen Plackerei und hinein in ein Paradies – auf die Tropeninsel Ascension, wo Charles Darwin einst ein Dschungelbiotop anlegen liess. Rieke (Susanne Wolff) ist vierzig Jahre alt, Notärztin in Köln, ständig im Stress. Sie reist nach Gibraltar, belädt ihre Zehn-Meter-Motorsegeljacht professionell mit allem, was für einen solchen Trip notwendig ist, und schipert hinaus aufs weite Meer – Ruhe finden, mit sich mal wieder ins Reine kommen. Sie beherrscht jeden Handgriff – die Handhabung der Segel, das Spiel mit Wind und Segel, das sie, allein den Wellen ausgesetzt, genießt. Am Abend vertieft sie sich in die Lektüre über ihr Ziel – Ascension, ihr Paradies.

Doch die Ruhe währt nicht lange. Nach der Kontaktaufnahme mit einem Frachter, der sie per Funk über einen aufkommenden Sturm warnt, wird sie in der Nacht von diesem auch arg gebeutelt. Am Tag darauf zieht ein Sturm ganz anderer Art auf, der sie moralisch komplett überfordert: Nicht weit von ihr – sie befindet sich in der Nähe der afrikanischen Küste – schaukelt ein manövrierunfähiger Trawler,

völlig überfüllt mit Flüchtlingen, durch die Wellen. Im ersten Reflex geht Rieke auf Distanz, funkt sofort die Küstenwache an und meldet die Situation. Sie sieht einige Personen ins Wasser springen oder fallen, hört ihre Schreie, nimmt wieder Kontakt mit der Küstenwache auf, die ihr versichert, unterwegs zu sein, und ihr dringend rät weiterzufahren («Sie werden das Problem nicht lösen können»). Doch Rieke, dem ärztlichen Ethos verpflichtet, funkt, weil die Küstenwache auf sich warten lässt, den Frachter an, der mit ihr Kontakt hatte, und bittet um Unterstützung. Zwar hätte er Rieke beim Sturm Hilfe gewährt, in diesem Fall verweigert er sie, aus «vertraglichen Gründen».

Hin- und hergerissen zwischen Selbstschutz und humanitärer Verpflichtung, will Rieke wenigstens einem helfen, der sich, dem Ertrinken nahe, ihrem Schiff nähert. Es ist ein Junge. Mühsam hievt sie ihn, den vierzehnjährigen Kingsley (Gedion Oduor Wekesa), auf ihr Boot, versorgt seine Wunden, gibt ihm Medikamente. Rieke, die ihren Beruf wie ihre Reise mit dem Know-how des Westlers perfekt zu orga-

nisieren weiss, kollidiert buchstäblich mit einer Lebensweise, die ihr zwar theoretisch vermittelt wurde, aber nicht in der Praxis. Denn der Junge zeigt keineswegs nur Dankbarkeit, sondern stellt Forderungen, was die selbstbewusste Ärztin und Seglerin ratlos, hilflos macht, schlicht überfordert.

«Styx» ist einer der ganz raren deutschsprachigen Spielfilme, die sich einem brandaktuellen Thema widmen und nicht mit Besserwisseri, Nächstenliebe-Gesinnung daherkommen, sondern eher einer Versuchsanordnung gleichen, in der eine souveräne Westlerin unmittelbar mit der Flüchtlingsproblematik auf hoher See konfrontiert wird. Was tun? Wie sich verhalten? Ignorieren? Der österreichische Regisseur Wolfgang Fischer («Was du nicht siehst»), studierter Psychologe, greift nicht ein, lässt mit objektiver Sachlichkeit die Welten aufeinanderprallen. Das entwickelt, vor allem dank der Darstellung von Susanne Wolff, hohe Emotionalität, die den Zuschauer ins Geschehen zieht und zum Mitbetroffenen macht.

Wenn es dennoch einen Vorbehalt gibt, dann ist es Fischers Hang zur Symbolik. Das fängt beim Titel an. «Styx» bedeutet in der griechischen Mythologie «Wasser des Grauens», ein Fluss zwischen der Ober- und der Unterwelt. Der Film beginnt mit langen Einstellungen über die Affen in Gibraltar, Rieke will Darwins Dschungelbiotop besuchen («survival of the fittest»), sieht darin ihr Paradies und begegnet Menschen auf der Suche nach einem anderen Paradies et cetera. Man kann nur hoffen, dass der Titel nicht abschreckt. Verdient hat der Film das nicht. ★★★★★☆

Weitere Premieren

Searching — Heute startt ja jeder nur noch auf seinen Laptop. Also warum nicht mal einen Krimi nur dort spielen lassen? Aneesh Chaganty («Adventure, Wisconsin») hat's versucht. David Kim (John Cho) hat ein wunderbares Verhältnis zu seiner Tochter Margot (Michelle La), und seit sie nicht mehr im Haus ist und in der Ferne studiert, findet die Kommunikation nur noch via Bildschirme statt. Dann verschwindet Margot spurlos, und der Vater nimmt Kontakt zur Kommissarin Vick (Debra Messing) auf, selbst-



Originelle Dramaturgie: «Searching».

redend nur über Laptops. Sucht man nicht mehr den physischen Kontakt? Offenbar nicht, aber das Konzept geht letztlich nicht auf. Die Desktop-Collagen, Facebook-Videos, Chats und ständigen Desktop-Interaktionen mögen dramaturgisch originell sein, ohne Tricks funktioniert das aber auch nicht. ★★★★★☆

Chris the Swiss — Christian Württemberg war Journalist bei Radio 24, liebte das Abenteuer und Herausforderungen besonderer Art. 1991 reiste er nach Kroatien, in den blutigen Balkankrieg, um von dort zu berichten. Doch bald geriet er an dubiose Söldner wie den gebürtigen Bolivianer Eduardo Flores und trat dessen kurioser Befreiungstruppe bei. Kurze Zeit später wurde er ermordet. Anja Kofmel, der Cousine von Chris, liess der bis heute rätselhafte Mordfall keine Ruhe, und sie begann zu recherchieren. Das Ergebnis, verknüpft mit



Spion? «Chris the Swiss».

animierten Passagen, ist ein packender Animadok-Film voll mysteriöser Behauptungen wie etwa, Chris sei ein Spion des Schweizer Geheimdienstes gewesen oder das Opus Dei habe die Flores-Truppe finanziert. Dramaturgisch glänzend gelöst. ★★★★★☆

Knorrs Liste

1	The Children Act Regie: Richard Eyre	★★★★★
2	Gundermann Regie: Andreas Dresen	★★★★☆
3	Utoya July 22 Regie: Erik Poppe	★★★★☆
4	Das schönste Mädchen der Welt Regie: Aron Lehmann	★★★★☆
5	Jusqu'à la garde Regie: Xavier Legrand	★★★★☆
6	Mission: Impossible – Fallout Regie: Christopher McQuarrie	★★★★☆
7	BlacKkKlansman Regie: Spike Lee	★★★★☆
8	Christopher Robin Regie: Marc Forster	★★★★☆
9	Asphaltgorillas Regie: Detlev Buck	★★★☆☆
10	The Equalizer 2 Regie: Antoine Fuqua	★★★☆☆

Jazz

Alone Together: Die Kunst des Duos

Von Peter Rüedi

Das Duo ist das durchsichtigste und anspruchsvollste Format – zumindest im Jazz. In einer grösseren Band ist der Improvisator herausgefordert, aber auch aufgehoben; solo definiert er selbst die Grenzen seines Kosmos (was auch ganz schön anspruchsvoll sein kann). Allein, im Duo («Alone Together», wie einmal ein legendäres Zwiegespräch von Bill Evans und Chet Baker nach dem bekannten Standard von Schwartz und Dietz hiess) sind die Akteure den Einfällen des Partners nackt ausgeliefert. Kein Ort, nirgends, wo sie sich verstecken, sich über einen Blackout hinwegschummeln könnten.

So gesehen, ist der Dialog von Mark Turner mit Ethan Iverson, dem Pianisten, der unlängst das von ihm miterfundene, äusserst erfolgreiche und langlebige Trio The Bad Plus verlassen hat, vielleicht noch eine Spur radikaler als bei seine rehemaligen Formation Fly mit dem Bassisten Larry Grenadier und dem Drummer Jeff Ballard (obwohl auch die schon ein Musterbeispiel für offene, überraschende Interaktion war). Turner ist einer der aufregendsten Tenorsaxofonisten zurzeit, gerade weil er sein Horn (von der «schwarzen» Ästhetik der Jazzgeschichte her gesehen) fast wider seine Natur bläst: luftig, sonor, mit einer Vorliebe für trockene Melodiosität zumal in oberen Lagen. Genaue: In seinem Spiel ist das Vorbild der Cool-Jazz-Ikone Warne Marsh mindestens so präsent wie das für Turners Generation einst übermächtige von John Coltrane. Warne Marsh gehörte zur Schule von Lennie Tristano, er war der Inbegriff eines «weissen» Saxofonisten – bei allen Vorbehalten, die man gegenüber solch rassistischer Farbenlehre mobilisieren muss (in Wahrheit war der Jazz von Marsh/Tristano ebenso vom Bebop beeinflusst wie vom Klangideal des grossen – schwarzen! – Tenoristen Lester Young, des lyrischen Genies des Swing). Ende der saxofonistischen Stilkunde. Turner ist ein ganz ungewöhnlicher, eigenständiger Tenorist, und mit Iverson gelingt ihm, trotz einem vertrackten Blues und einem Marsh-Original im Angebot, ein feinsinniges, poetisches Rezital, das eher für eine neue improvisierte Kammermusik steht als für Jazz im engeren Sinn.



Mark Turner, Ethan Iverson:
Temporary Kings.
ECM 2583 6736988

Der wahnsinnige Baron in der Mongolei

Baron von Ungern-Sternberg sah sich als Reinkarnation von Dschingis Khan und wollte ein Grossreich in Zentralasien aufbauen. Wer Widerstand leistete, wurde zu Tode gepeitscht, erdrosselt oder bei lebendigem Leib gebraten. Nach Siegeszügen schienen ihn die Zauberkräfte plötzlich im Stich zu lassen. *Von Giles Milton*

Am 31. Januar 1921, kurz nach Eintritt der Dämmerung, erleuchteten Feuerzeichen den Nachthimmel. Die chinesischen Besatzungstruppen in Urga (dem heutigen Ulan-Bator), der Hauptstadt der Mongolei, sahen mit Entsetzen, dass die Stadt vollkommen eingekesselt war.

Seit Tagen wussten sie, dass sie bald von einer kleinen Bande von Söldnern angegriffen würden. Aber als sie jetzt die Zahl der Feuer sahen, die angezündet worden waren, begriffen sie, dass sie gegen eine riesige Armee antreten würden.

Befehligt wurde diese von einem der monströsesten Anführer des 20. Jahrhunderts, einem sadistischen Psychopathen mit einem Hang zum Grössenwahn. Er hiess Baron Roman-Nikolaus-Maximilian Feodorowitsch von Ungern-Sternberg und sah sich als Reinkarnation von Dschingis Khan. Er wollte nicht nur erneut ein mächtiges Reich in Zentralasien aufbauen, sondern auch Lenins Bolschewiken vernichten und wieder einen Zaren auf den russischen Thron setzen.

In den vorausgegangenen zwölf Monaten war der wahnsinnige Baron mit seinen Söldnern durch Zentralasien gezogen und hatte ungestraft Städte und Dörfer angegriffen. Im Chaos nach der bolschewistischen Revolution waren die fernen Aussenposten des Zarenreichs jedwedem ausgeliefert, der eine Armee aufstellen konnte. Der wahnsinnige Baron, zu dessen Eigenheiten es gehörte, dass er sich zu einer mystischen Form des Buddhismus bekehrt hatte, ergriff die Gelegenheit beim Schopf.

Baron von Ungern-Sternberg war in eine tausend Jahre alte Dynastie baltischer Adliger geboren worden, die ihre Herkunft auf den Hunnen Attila zurückführten. Er kämpfte im Ersten Weltkrieg und wurde für seine Tapferkeit mit allerlei Orden ausgezeichnet. Er begann aber auch beunruhigende psychopathische Tendenzen zu entwickeln, vielleicht infolge einer schweren Säbelwunde an seinem Kopf.

«In seiner breiten Stirn klappte eine schreckliche Schwertverletzung, in der rote Adern pulsierten», erinnerte sich ein Soldat, der unter ihm gedient hatte.

Nach dem Krieg rekrutierte der Baron eine Söldnerarmee, um seine beiden Hauptfeinde, die Juden und die Bolschewiken, zu bekämpfen. Seine Soldaten waren Weissrussen oder



Die Erfolge stiegen dem Baron bald zu Kopf: Roman Feodorowitsch von Ungern-Sternberg.

mongolische Truppen, die durch die chinesischen Besatzer vertrieben worden waren.

Ein Mann, der beobachtete, wie der Baron eine Schar neuer Rekruten inspizierte, war schockiert von seiner Erbarmungslosigkeit. «Alle Männer mit körperlichen Gebrechen wurden erschossen, so dass nur wehrtaugliche übrigblieben. Er brachte alle Juden um [...], als die Inspektion vorbei war, waren Hunderte unschuldiger Menschen liquidiert worden.»

Viele seiner Rekruten waren obdach- und mittellos. Sie liessen sich vom wahnsinnigen Baron in der Hoffnung auf Plünderungen und Beute anwerben. In dieser Hinsicht wurden sie auch nicht enttäuscht: Als Baron von Ungern-Sternberg durch die Mongolei fegte, plünderte er eine ganze Reihe von Städten.

Wer Widerstand leistete, wurde sadistisch bestraft. Feinde wurden zu Tode gepeitscht, erdrosselt, lebendig gebraten oder hinter Wagen hergeschleift. Im Januar 1921 hatte sei-

ne furchterregende Armee einen Grossteil der Mongolei erobert und lag nun vor der Hauptstadt Urga.

Die Kämpfer waren zwar wild, aber ihre Zahl war eher klein. Als der Baron Urga angreifen wollte, standen ihm weniger als zweitausend Mann zur Verfügung, und der Feind war zahlenmässig gewaltig in der Übermacht. Um die Verteidiger glauben zu machen, er habe eine riesige Armee, liess er zahlreiche Feuer anzünden. Mit solch psychologischer Kriegführung hoffte er den Feind einzuschüchtern, bevor seine Armee die Zitadelle angreifen würde.

Zunächst wurden die Stadttore mit Granaten beschossen. Sowie diese zerstört waren, stürmten die Soldaten des Barons die chinesische Garnison und griffen die Verteidiger mit Maschinengewehren, Gewehren und Bajonetten an. Manche schwangen sogar Fleischerbeile. Die Soldaten wüteten, schlachteten Juden ab und vergewaltigten Frauen.

«Wahnsinnig vor Rachegeilisten und Hass, plünderten die Eroberer die Stadt», schrieb ein Augenzeuge. «Betrunkene Reiter galoppierten durch die Strassen, erschossen und töteten nach Lust und Laune.»

Die Söldner liessen an allen, die ihnen in die Quere kamen, ihre Wut oder ihre Geilheit aus. Ein armer Junge, der verdächtigt wurde, ein Roter zu sein, wurde lebendigen Leibes gebraten.

Nach drei Tagen gebot der Baron den Gewalttaten Einhalt. Einzig Juden wurden weiter verfolgt, denn «meiner Meinung nach sind Juden durch keinerlei Gesetze geschützt».

Rund drei Wochen nach der Erstürmung der Stadt wurde der Bogd Khan, der angestammte Herrscher der Mongolei, wieder auf den Thron gesetzt. Es gehörte zur Politik des Barons, in den von ihm eroberten Ländern die Monarchie wiederherzustellen. Dafür wurde er mit allerlei Ehrentiteln belohnt.

Die militärischen Erfolge stiegen dem Baron bald zu Kopf. Er erklärte sich zum Kaiser von ganz Russland und zog nordwärts auf sowjetisches Territorium zu, um Lenins Bolschewiken anzugreifen. Nach ersten Erfolgen erlitt er aber mehrere Niederlagen gegen die Rote Armee.

Seine Zauberkräfte schienen ihn im Stich gelassen zu haben. Als seine zusammengewürfelte Armee sich in Richtung chinesisches Turkestan zurückzog, liess eine Gruppe aufrührerischer Soldaten ihre Wut am Baron aus: Er wurde von mehreren Schüssen getroffen, doch nicht tödlich. Heftig blutend ritt er in die Nacht hinaus und wurde schliesslich von einer Patrouille der Roten Armee gefangen genommen.

In Ketten wurde er nach Sibirien gebracht, wo er vor ein Volksgericht gestellt wurde. Sein Schicksal stand immer ausser Zweifel: Lenin selbst wollte, dass er hingerichtet werde. Nachdem er sich mit seiner tausend Jahre alten Dynastie gebrühet und seine Taten zu rechtfertigen versucht hatte, wurde Baron von Ungern-Sternberg zahlloser Verbrechen für schuldig befunden und von einem Erschiessungskommando hingerichtet.

Das war der sauberste Tod seiner ganzen Schreckensherrschaft.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. www.gilesmilton.com

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:
«Winstons Bombe»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Da meine Kinder ein Handy besitzen, kann ich sie nun auf meinem Smartphone orten. Ich sehe immer, wo sie sich gerade aufhalten. Das ist zwar praktisch, aber diese totale Kontrolle hat auch etwas Unheimliches. Wie denken Sie darüber? *Veronika H., Birmensdorf*

Es ist verständlich, dass Eltern zunächst den Vorteil einer solchen Smartphone-Überwachung begrüssen. Was gibt es Besseres, als immer zu wissen, wo das eigene Kind ist, und zu erkennen, ob es sich an einem gefährlichen oder verbotenen Ort befindet? Aber es ist wie stets in der Kindererziehung: Es braucht Betreuung, es braucht Überwachung, aber gleichzeitig nicht zu viel Betreuung und nicht zu viel Überwachung. Man soll einerseits Sorge tragen und beschützen, andererseits aber gleichzeitig eigenständiges Handeln und Selbstvertrauen fördern. Das ist der Weg zur optimalen Erziehung.

Hier liegt die Gefahr des Smartphone-Tracking: Die dauernde und lückenlose

Überwachung durch die Eltern führt zu mangelndem Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen beim Kind. Darum ist auch Ihr Gefühl verständlich, dass die Smartphone-Überwachung etwas unheimlich ist. Sie spüren, dass das Kind so in eine totale Unselbständigkeit hineingeraten könnte. Und Sie spüren auch, dass so gegenüber Ihrem Kinde wenig Vertrauen zum Ausdruck kommt.

Ich würde also eher von einer generellen Überwachung abraten, das heisst, ich würde der Erziehung zur Selbständigkeit des Kindes mehr Gewicht geben als der totalen Beseitigung von möglichen Gefahren durch die Überwachung. Doch in sehr gefährlichen Situationen, wo das nötig scheint, könnte man immer noch auf diese Möglichkeit zurückgreifen. Und das auch mit dem Kind besprechen. Heimlich aber würde ich es nicht tun. Generell glaube ich, dass heute an vielen Orten die Kinderbetreuung und die Beschäftigung mit den Kindern eher zu intensiv sind, was natürlich nicht ein Freipass zur Vernachlässigung des Kindes sein soll.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Mehret euch und seid fruchtbar

Das Genfer Pharma-Unternehmen Obseva ist spezialisiert auf die weibliche reproduktive Gesundheit. Schwerpunkte sind Mittel zur Erleichterung der künstlichen Befruchtung sowie Medikamente gegen Endometriose und *Uterusfibroiden*. Die Firma selbst ist jungfräulich: Bis jetzt hat sie mit vierzig Mitarbeitern in Genf und Boston noch keine Medikamente verkauft, nur entwickelt. Dem Aufwand von 37 Millionen Franken im ersten Halbjahr 2018 steht noch kein nennenswerter Ertrag gegenüber. Somit können die Märkte den Wert der Aktie noch nicht recht abschätzen. Seit Kotierung an der Schweizer Börse diesen Sommer (USA: Anfang 2017) gab es ein Auf und Ab. Zuletzt liessen erfreuliche klinische Tests die Investoren aufhorchen. Obseva ist entstanden, nachdem die auf weibliche Fort-

Aktienkurs von Obseva

Vom 11. bis 18. September 2018, in Franken



pflanzung spezialisierte Schweizer Preglem Ende 2010 vom ungarischen Pharmakonzern Gedeon Richter übernommen wurde. Zwei Jahre später hoben Teile des ehemaligen Managements Obseva aus der Taufe. *Florian Schwab*



Thiel

Antirassismus

Von *Andreas Thiel*

Schwarzer: He! Lassen Sie mich los! Das ist Freiheitsberaubung! Wo haben Sie mich da überhaupt hingebracht?

Antirassismusexperte: Sie sind hier vor der Antirassismuskommission. Also benehmen Sie sich. Man hat Sie auf der Strasse aufgegriffen, um Sie zu schützen.

Schwarzer: Wovor?

Antirassismusexperte: Vor Diskriminierung.

Schwarzer: Ich wurde nicht diskriminiert.

Antirassismusexperte: Wollen Sie sich unserer Toleranz widersetzen?

Schwarzer: Wie bitte?

Antirassismusexperte: An der Toleranz dieser Kommission kann es keine Zweifel geben.

Schwarzer: Was meinen Sie damit? Ich bin vielleicht schwarz, aber...

Antirassismusexperte: Sie sollten sich selbst nicht als «schwarz» bezeichnen.

Schwarzer: Ich verstehe nicht, warum...

Antirassismusexperte: Vor dieser Kommission sind alle Menschen gleich.

Schwarzer: Wenn alle Menschen gleich sind, weshalb sind dann nicht alle Menschen schwarz?

Antirassismusexperte: Warum so negativ? Wir sehen das viel positiver: Für uns sind alle Menschen weiss.

Schwarzer: Auch die Schwarzen?

Antirassismusexperte: Gerade die Schwarzen.

Schwarzer: Warum sollten Schwarze weiss sein?

Antirassismusexperte: Alles andere wäre im Sinne des Antirassismus diskriminierend.

Schwarzer: Und wenn ich nicht weiss sein will?

Antirassismusexperte: Sie wollen Widerstand leisten? Dann müssen wir antirassistische Massnahmen gegen Sie ergreifen.

Schwarzer: Und was könnte das sein?

Antirassismusexperte: Aus antirassistischen Überlegungen heraus müssen wir Ihnen verbieten, schwarz zu sein.

Schwarzer: Wieso sollte ein Mensch nicht schwarz sein?

Antirassismusexperte: Weil das im Sinne des Antirassismus schlecht wäre.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Musik, Freundschaft, Familie

Ljuba Manz organisiert ein Musikfestival auf dem Land; «Schweizer Kunst» im «Glockenhof»; Paris in Zürich. Von *Hildegard Schwaninger*

Ljuba Manz, die schillernde Hotelkönigin, hat jetzt ihr eigenes Musikfestival. Die «Musiktage im Landhaus Dornegg» fanden heuer zum zweiten Mal statt. Ziel von Frau Manz ist, «talentierte junge Künstler zu fördern und hochstehende Musik auf dem Land erklingen zu lassen». Das Landhaus Dornegg im Aargau (zwischen Schöftland und Unterkulm) ist ein Haus mit Musiktradition, hier lebte einst der deutsche Komponist **Werner Ekg; Caspar** und Ljuba Manz haben es 1975, kurz nach ihrer Hochzeit, erworben.

Hier fanden – unter Leitung des ukrainischen Musikers **Oleksandr Chugai** – Anfang September drei Konzerte statt, zwei öffentliche (gut besucht, Eintritt frei, Kollekte), eines für eine geschlossene Gesellschaft. Da lud Ljuba Manz, zusammen mit ihrem geschätzte dreissig Jahre jüngeren, neuen (seit 2014) Ehemann, **Marco Conte**, Freunde und Bekannte ein. Ihre ganze Familie war da: die Zwillingssöhne **Michael** und **Alexander** mit ihren russischen Ehefrauen und Ljubas fünf Enkelkindern; ihr erster Ehemann **Pawel Lurje** war mit seiner Frau **Natascha** da, und auch ihr Ex-Chauffeur **Alexander**, der ihr jahrelang als ständiger Begleiter zu Diensten war. Ljuba Manz ging auf die Bühne, begrüßte ihre Gäste: «Was uns verbindet, ist die Musik und die Freundschaft», und alle bewunderten, wie toll sie aussieht und wie jung sie wirkt.

Was treibt sie an? Sie wurde noch im Zweiten Weltkrieg geboren, musste mit ihren Eltern aus der Ukraine fliehen, erlebte bitterste Armut

und hat sich geschworen: Nie wieder arm! So meisterte sie – mit Ehrgeiz, Charme und Klugheit – ihr Leben. **Reto Brennwald**, der über Ljuba Manz einen TV-Beitrag drehte, sagt, sie sei eine der spannendsten Figuren unter seinen Interviewpartnern gewesen. Er war auch am Konzert, mit seiner Frau, der Kinderärztin **Maja Hug Brennwald**. Reto Brennwald macht zurzeit die TV-Sendung «Basler Zeitung – Standpunkte»; gerade dreht er einen Film über **Christian Jott Jenny**, den Gemeindepräsident-Kandidaten von St. Moritz.

Der Abend im Haus Dornegg war nur das Präludium zu einem noch grösseren Ereignis: Im November kommt die Biografie von Ljuba Manz auf den Markt, geschrieben von **René Lüchinger** und **Birgitta Willmann**. «Russische Seele – Wiener Herz»: das Geheimnis von Ljuba Manz?

Christie's lud zur Vernissage der Auktion «Schweizer Kunst». Wegen des Umbaus des Zürcher Kunsthauses, wo die Vernissagen meist stattfinden, lud Christie's in eine neue Location: das Hotel «Glockenhof». Dort in dem Hotel mitten in der City (vis-à-vis Vegi-Restaurant «Hiltl») gibt es eine Mehrzweckhalle. Am Vortag war sie eine Sporthalle, ein Basketball-Feld, dann wurden dort die Bilder gezeigt, viele aus der Sammlung des Gastro-Unternehmers **Fred Tschanz**, die seine Enkelin und Nachfolgerin **Stéphanie Portmann** (diesen Herbst noch Oktoberfest-Königin, ehe das Bauschänzli dann an die Familie **Candrian** geht) zur Versteigerung gab. Aus



Fast verliebt

Der Ring

Von *Claudia Schumacher*

Melvina steht vor dem Schaufenster und macht zum dritten Mal «ooh!» – mit Blick auf den Aquamarin-Ring, flankiert von Diamanten. Es gibt doch die Phrase: «Das Herz lacht.» Aber so ist es, ihr Herz lacht,

wenn sie den Ring anschaut. Mitten in sein funkelndes Herz aus himmelblauem Stein hinein. Schwer zu glauben, dass er von Menschenhand geschaffen ist. Jenseits von Zeit und Raum ruht er in erhabener Vollkommenheit hinter der Scheibe. Er ist alles, was sie unter Liebe versteht.

Das letzte «Oooh!» klang jetzt trotzdem etwas aggressiv. Wie soll sie noch deutlicher werden? Chris schaut die Leute an, ist mit den Gedanken überall – nur nicht bei ihrem Verlobungsring. Dabei sollte er dankbar sein für Hinweise! Sie weiss doch, dass der Antrag kommt. Als sie anfing, über Kinder zu reden, spürte sie Widerstand. Das war einmal. Heute hat Chris Namen für ihre Fantasiekinder, redet gern über sie und drückt Melvinas Hand fest, wenn er es tut – oder rollt direkt noch mal auf sie, wenn sie im Bett sind. Sie ist seins, und er ist theirs, eh schon längst.

Chris schaut verwirrt in die Passantenmenge. Er hat sich das doch nicht eingebildet! Sie hat



Bewundert: Ljuba Manz, Gatte Marco Conte.



An der Versteigerung: Tschanz-Enkelin Portmann.



«Paris s'invite à Zürich»: CEO Bergmann.

der Tschanz-Sammlung vor allem Motive aus der Gastronomie: ein Tessiner Hotel von Varlin, Kellner-Porträts von Leopold Haefliger, erotische Zeichnungen von Luciano Castelli.

Die Vernissage war gut besucht, die Bewirtung grosszügig. Zwischen den Bildern von Albert Anker, Ferdinand Hodler, Giovanni Segantini, den Skulpturen von Alberto Giacometti und der Dekorationskunst von Diego Giacometti wurde auf Stehtischen Bündnerfleisch, Rohschinken und Käse gereicht. Das Interesse war gross.

Zu einer Tramfahrt mit französischem Flair lud Andreas Bergmann, CEO TGV Lyria, um die Reise im TGV von Zürich nach Paris zu promoten. «Paris s'invite à Zürich» hiess die Einladung, man fuhr mit dem Tram durch das abendliche Zürich die gesamte Tramstrecke der Limmatstadt ab. Dazu nippte man am Champagner, Roastbeef-Sandwiches, Mini-Brioche mit Foie gras und andere Amuse-Bouches wurden gereicht. Ganz Mutige konnten sich von einem Karikaturisten, der mit Baskenmütze und Zeichenstift bereitsass und seine Werke mit Fuzin signierte, zeichnen lassen und durften das Kunstwerk mit nach Hause nehmen. Irgendwann überholte das Tram – was für ein Zufall! – die Stadtpräsidentin Corine Mauch, die auf ihrem E-Bike Richtung nach Hause radelte. Und bei einem Wettbewerb konnte man eine Reise nach Paris gewinnen. Die Frage: Wie viele Cafés mit Terrasse gibt es in Paris? Antwort: 8000. Jan Brucker, Direktor des Hotels «Widder», schaffte es auf Platz 3. Das Tram «Paris s'invite à Zürich» fährt noch drei Monate durch Zürich. Der TGV fährt in vier Stunden von Zürich nach Paris, praktisch stündlich.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

gerade dreimal «ooh!» gemacht und dabei diesen Ring für lockere drei Monatsgehälter angesehen! Hallo? Was geht denn da ab bei ihr? Melvina ist sein bester Freund. Der Mensch, mit dem er in gemütlicher Kleidung am Abend Pizza isst und Netflix schaut. Passt so ein himmelblauer Funkelklunker überhaupt zu ihrem Kapuzenpulli, den sie zu Hause am liebsten trägt?

Gleichberechtigung ist Melvina wichtig. Als sie bei ihm einzog, legte sie sich wegen des grössten Quatschs mit der Verwaltung an: «Gleiche Rechte bei gleicher Mietzahlung! Ich bestehe darauf, als Hauptmieterin im Vertrag zu stehen.» Aber jetzt soll er ihr einen Ring für den Preis eines Kleinwagens schenken? Und was kriegt er dafür?

Er hätte nie gedacht, dass Melvina auf so was abfährt. Das hat doch auch gar keine Kultur hier, oder? Kommt das nicht alles aus Amerika? Seine Eltern haben sich beim Sonntagsfrühstück im

netten Geplauder drauf geeinigt zu heiraten. Dann haben sie Freunde eingeladen und das gefeiert. Chris gefällt das: simpel. Kein Schnickschnack.

Drei Wochen später liegt Melvina nackt in seinem Bett und gluckst vor Lachen, die Wangen ganz rot. Er schaut sie an, denkt: «Fuck, ich will nicht mehr warten.» In zwei Tagen hat sie Geburtstag, wäre das nicht cool? Er geht zum Juwelier um die Ecke, schaut sich das Angebot an – fragt dann doch: «Gibt's was mit so einem himmelblauen Stein?» Dann hat der einen, und der Stein ist winzig genug, dass er ihn kaufen kann.

Sein Antrag dann ... kein sinnvoller Text, nur: «Willst du?» – «Aber jaaa!», haucht sie. Dann quiekt sie und – heult gleichzeitig? «Traummann ...», stammelt Melvina. Und Chris weiss, dass sie beide alles richtig gemacht haben.



Unten durch

Deeskalation

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, deine Tochter drückt dir ein Flugblatt in die Hand mit dem Titel «Aufstehen gegen den Rassismus». Sie möchte, dass du an einer Demonstration teilnimmst. Du sagst, dass du dich gegen den Rassismus lieber hinlegen möchtest, und zwar mit der schönen Nachbarin aus Ghana. Deine Tochter drückt dir gleich noch ein zweites Flugblatt in die Hand, eine Einladung zu einem Festival namens «Rocken gegen den Sexismus!».

Du fragst sie, ob sie wisse, dass «Rocken» ein anderes Wort für «Ficken» sei, und sie sagt, diese semantische Korrelation existiere nur in deinem kranken weissen Gehirn. Du sagst, du seist stolz auf dein weisses Gehirn, das im Übrigen eher grau sei, worauf sie sagt: «Ja, weil du total verkalkt bist!» Du bleibst ruhig. Du erzählst ihr im Ton eines Deeskalationstrainers, dass du vor vierzig Jahren schon auf Dutzenden von Demos gegen den Rassismus aufgestanden bist, damals noch ohne zu ächzen, und dass du auf diesen Demos die Erfahrung gemacht hast, dass deine türkischen und afrikanischen Mitdemonstranten zu faul zum Tragen der Transparente waren – «Das mussten wir Schweizer tun!» Du zeigst deiner Tochter deine krummen Finger. «Das kommt vom jahrelangen Tragen dieser Scheisstransparente», sagst du, «was glaubst du, wie schwer die damals waren! Damals gab's noch keine superleichten Transparenthaltestangen aus Karbon, die hätten wir uns auch gar nicht leisten können, wir hatten keine so generösen Papas wie ihr! Wenn wir ein Transparent brauchten, rissen wir zuerst einen Telefonmast aus der Erde. Danach hat einer von uns den Mast mit einer Flachfeile auf Gurken-dicke runtergefeilt. Bei dieser Knochenarbeit sind viele von uns draufgegangen, weil sie sich Heroin spritzten, um die Strapazen des wochenlangen Feilens zu ertragen. Aber ihr kauft euch in einem schicken Anarcho-Laden diese ultraleichten Fair-Trade-Fertig-Transparente, die man nicht mal mehr selber beschriften muss, weil die Parolen schon draufstehen. Das ist aber egal, es sind sowieso nicht eure Parolen, die haben alle wir erfunden vor vierzig Jahren, ihr Jungen habt doch noch nie auch nur eine ein-

>>> Fortsetzung auf Seite 70

zige neue politische Idee gehabt. Ihr plappert euren Eltern den ganzen politischen Mist aus den siebziger Jahren nach, ihr werft sogar dieselben Pflastersteine wie wir, weil ihr zu bequem seid, um euch ein Gewehr zu beschaffen. Ihr seid so unglaublich konservativ und altmodisch, dass wir Leute wie euch früher für Polizeispitzel gehalten hätten. Macht endlich mal was, das eure Alten nicht gemacht haben, seid endlich mal aufmüpfig und progressiv!» «Das bin ich ja», sagt deine Tochter, «ich bin vegan!» Für dich als Vater ist es niederschmetternd, miterleben zu müssen, dass das Abenteuerlichste im Leben deiner Tochter das Nichttrinken von Milch ist. Sie raucht nicht, sie trinkt nicht, sie geht nicht tanzen, das hält sie für progressiv, und wenn du ihr sagst, dass das schon seit Mohammeds Eroberung von Mekka im Jahre 630 nicht mehr progressiv ist, droht sie dir damit, einen Muslim zu heiraten.

Und was sagt deine Frau dazu? Sie wickelt sich ihr altes Palästinensertuch um den Hals und sagt: «Schatz, ich gehe mit unserer Tochter zur Demo gegen Rassismus, kauf doch bitte in der Zeit einen neuen Wäscheständer.» Du sagst: «Glaubst du nicht, dass unsere Tochter lernen sollte, ohne ihre Mutter gegen etwas zu demonstrieren? Vielleicht würde sie dann auch endlich mal gegen etwas demonstrieren, das dir nicht in den Kram passt.» Aber in unserer Welt hört keiner mehr dem anderen zu. Du fährst zum Baumarkt, um den Wäscheständer zu kaufen, aber die Strasse ist gesperrt wegen der Demo. Vom Auto aus siehst du deine Frau Arm in Arm mit deiner Tochter hinter dem Lautsprecherwagen hergehen, es sind mehr Eltern da als Jugendliche, viele Jugendliche stehen nach einer Party nicht gern so früh auf gegen Rassismus.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Der Charme von Chinon

Von Peter Rüedi

Die Loire, Frankreichs längster Fluss, ist eine Reise wert. Nicht nur ihrer Schlösser und ihrer sanften Landschaft wegen und unter den Weinen nicht nur wegen der berühmten Weissen von deren (relativ) oberem Ende (Sancerre und Pouilly Fumé) – nicht nur diese Weissen machen die Loire zu einem önologischen (und önotouristischen) Hotspot, sondern auch gewisse Rote aus dieser Zone. Zum Beispiel die Cabernet Francs aus der Gegend östlich der besonders pittoresken Stadt Chinon. Sie sind bekannt für eher fein ziselierte, eher ein bisschen kühl zu trinkende Rotweine, können sich aber in besonders guten Jahren zum Gewicht und zur Tiefe ihrer Cousins vom rechten Ufer von Bordeaux entwickeln, freilich, im Idealfall, ohne zu viel Fett anzusetzen und ihre Eleganz zu verlieren.

Die Cabernet Franc ist, zumal in den Cuvées aus dem italienischen Bolgheri, etwas in den Ruf einer «Weichzeichner-Traube» geraten, eine Fama, die nicht nur Saint-Emilions und

Pomérois widerlegen, sondern auch die weniger bekannten Roten von der Loire. Zum Beispiel der 2015er mit dem poetischen Namen «Les Folies du Noyer Vert» von der Domaine de l’R, ein Meisterstück des Weinmachers Frédéric Sigonneau, der nach Erfahrungen im spanischen Ribera del Duero 2007 in seine Heimat an der Loire zurückgekehrt ist und die Reben zu dieser «Verrücktheit vom Nussbaum» in einem Weinberg von gerade mal einer halben Hektare pflegt. Das lässt einen der Seltenheit angemessenen Preis vermuten. Dem ist aber nicht so. Beim Schweizer Importeur steht er für 29 Franken im Angebot, für eine Rarität von dieser Qualität schon fast, was englischsprachige Fachzeitschriften unter der Rubrik «Best Buy» führen. Im «Guide des meilleurs vins de France» heisst das «Coups de cœur», und ich gestehe gern: Auch mein Herz schlägt für diesen schönen, charaktervollen, eigenwilligen, direkten und doch ziemlich komplexen Terroir-Wein. Er wurde ausgebaut in gebrauchten Fässern, was heisst, dass das Holz nirgends die tolle rot- und schwarzbeerige Frucht und deren elegante, unaufdringliche Süsse maskiert. Die Frische verdankt er dem Kalkboden und einer auch in einem üppigen Jahr gut herausgekitzelten Säure. Sigonneau betreibt biologischen Rebbau, auch wenn seine Weine nicht (oder noch nicht) zertifiziert sind. Wie gesagt: Eher kühler trinken als zu sommerlichen (oder winterlich hochgeschraubten) Zimmertemperaturen. Die Schlankheit und Eleganz eines Weins können wir durch die Trinktemperatur auch willentlich unterstützen oder eben sabotieren.

Domaine de l’R: Les Folies du Noyer Vert Chinon AOP Loire. 12,5 % REB Wein, Zürich. Fr. 29.–.
www.rebwein.ch



Salz & Pfeffer

Gutes Schlechtwetter-Programm

Von Andreas Honegger

Wenn im Engadin einmal weniger gutes Wetter herrscht, weichen viele Touristen ins Bergell aus und besichtigen Ortschaften wie Soglio oder Stampa und

tätigen Einkäufe im italienischen Chiavenna. Zum Essen empfiehlt sich dann das wunderbare Restaurant «Passerini» im Palazzo Salis. Dieser liegt an der Haupteinkaufsstrasse in der Altstadt. Der überwölbte Raum im Erdgeschoss ist wunderschön, der Empfang durch den charmanten und effizienten Gastgeber sehr professionell und das Essen hervorragend. Ist es ein bisschen kühl, brennt im Cheminée das Feuer, und schon bald stehen auch ein Aperitif und knusprige Grissini auf dem Tisch.

Spaghetti mit Scampi und Crevetten mit Peperoncini und Tomaten sind ein prächtiger Einstieg, aber auch die Pizzoccheri aus dem Veltlin, die Bresaola aus Chiavenna, der gebratene Polpo, das Lachs-Tatar oder Ravioli mit Mais und Quartirolo, einem lombardischen Weichkäse. Hervorragend auch der Branzino (Wolfsbarsch) mit frischen Gemüsen und Kartoffeln. Bei den Fleischgerichten hat man die Qual der Wahl: Die Filets mignons vom Kalb

mit Pilzen sind ein klarer Fall, aber die *costoletta di vitello* ist mit Butter und Salbei – perfekt rosarot gebraten – ebenso gut wie *alla milanese*, also paniert. Die dazu servierten Bratkartoffeln und das Saisongemüse bleiben die gleichen.

Wir haben nur offenen Wein getrunken und für Essen und Getränke pro Person rund hundert Euro bezahlt. Unter der Woche kann man sich auch auf einen Dreigänger als Businesslunch für 22.50 Euro beschränken. Eine Etage höher findet sich im Palazzo Salis übrigens ein wunderschöner, zweistöckiger barocker Saal mit grossem Marmor-Cheminée und Wandmalereien, der sich für diverse Feste empfiehlt – natürlich mit der guten Küche des «Passerini». Und im Palazzo ist auch ein Bed and Breakfast in historischen Zimmern eingerichtet.

Ristorante Passerini, Palazzo Salis, Via Francesco Dolzino, 128, I-23022 Chiavenna. Tel. 0343 36166



Auto

Eine Ahnung von Unendlichkeit

BMW baut das Erfolgsmodell X3 in der Nähe von Pretoria. Eine Fahrt durch grossartige Landschaften. *Von David Schnapp (Text und Bilder)*

Das erste Werk ausserhalb Deutschlands, das die Bayerischen Motoren-Werke in Betrieb nahmen, steht seit 1973 in Rosslyn in der südafrikanischen Provinz Gauteng. Lange wurden 3er-Limousinen hier hergestellt, heute laufen in drei Schichten während 24 Stunden an drei Tagen X3 vom Band. Für Südafrika ist die Autoindustrie von grösster Bedeutung als einer der wichtigsten Wirtschaftszweige im Land. Für BMW wiederum ist der X3 zentral, über 1,5 Millionen Fahrzeuge wurden seit Ende 2003 verkauft.

Das SUV ist so erfolgreich, dass die starke Nachfrage nicht mehr nur aus der Riesenfabrik im amerikanischen Spartanburg gestillt werden kann. Europäische Kunden erhalten nun X3 made in Africa. Der Hersteller betreibt einen Riesenaufwand, um seine hohen Qualitätsstandards zu sichern. Die Mitarbeiter werden sorgfältig geschult, und selbst um den Strom aus nachhaltigen Quellen ist man besorgt. Das südafrikanische Start-up Bio2 Watt liefert 30 Prozent der Elektrizität, die aus

Kuhmist und Lebensmittelabfällen gewonnen wird.

Ich bin aber nicht nur in die Republik Südafrika gereist, um Roboterarmen und menschlichen Arbeitern beim Autobau zuzusehen. Der X3 ist nicht zufällig so erfolgreich. Er ist für viele Kunden das perfekte Auto: halbwegs geländegängig, robust, geräumig, aber nicht zu gross und erstaunlich sparsam. Das ist jedenfalls das Fazit nach rund tausend Kilometern über südafrikanische Landstrassen und Autobahnen und auch über Sand und Geröll durch einsame Savannen.

Nashörner und Turbodiesel

Selbst in der Grundversion als Zwei-Liter-Turbodiesel ist der X3 ein hervorragendes Auto. Federungskomfort, Einlenkverhalten und Laufruhe sind geradezu vorbildlich, und auch auf holprigem Untergrund bleibt das SUV souverän. Nur die in manchen südafrikanischen Ortsdurchfahrtsstrassen schlecht markierten Temposchwellen, die ich bis-

weilen zu spät sehe, bringen das Fahrwerk des BMW für zwei Sekunden aus der Ruhe.

Auf den holprigen Wegen einer privaten Safari-Lodge, vorbei an Giraffen, einer eiligen Elefantenherde oder einem Nashorn, zeigt sich aber auch: Wenn man eine steile Anhöhe überwinden will, ist der legendäre BMW-Reihen-Sechszylinder-Turbodiesel immer noch einer der besten Antriebe überhaupt. Kräftig, laufruhig und verhältnismässig sparsam mit rund 7 Litern auf 100 Kilometer.

Südafrika ist ein tolles Autofahrerland, soweit ich das nach drei Tagen Expeditionsfahrten beurteilen kann. Die Strassen sind gut, und dazu kommt eine erhabene Ahnung von der Unendlichkeit, die sich einstellt angesichts der Weite der Savannen mit ihrer teilweise leuchtend roten Erde oder beim Anblick von im Dunst verschwindenden Bergketten, die aussehen, als hätte sie jemand sorgfältig hintereinandergestellt.

BMW X3 xDrive 20d
Leistung: 190 PS (140 kW); Hubraum: 1995 ccm;
Beschleunigung: 0–100 km/h: 8,0 sec;
Höchstgeschwindigkeit: 213 km/h;
Verbrauch: 5,4–5,0 l (EU-Norm);
Preis: ab Fr. 56 900.–

Züspa¹⁸

DIE ERLEBNISMESSE
28. SEPT – 7. OKT 2018
MESSE ZÜRICH | WWW.ZUESPA.CH

Lassen Sie sich von der Züspa überraschen.

SBB CFF FFS
RailAway-Kombi

Blick

Samstag
Blick

TELE
ZÜRICH

zürcher
radio

mit Rück
zahlung
regio-garantie

Veggie
World
GREEN LIVING STYLE

28. – 30.9.2018

FIT
X
MORE

4. – 7.10.2018

Creativa
ZÜRICH

4. – 7.10.2018

Futuristisches Nostalgie-Erlebnis

Der Europapark in Rust investiert Millionen in den Themenbereich Frankreich und in eine virtuelle Achterbahn. Die Besitzerfamilie Mack schwärmt von einem Meisterwerk. *Von Roman Zeller*



Aussen Retro, innen Zukunft: «Eurosat-Cancan Coaster».

Einstieg – die Sicherheitsbügel werden festgezurr. Ohne Ruck rollt die rubinrote Achterbahn-Wagenkette an, gleitet vorbei an giftgrün leuchtenden Flaschen Absinth, der «grünen Fee» Frankreichs, hinein in die Finsternis. Langsam schraubt sich der Konvoi hoch, kreist um den Eiffelturm. Oben angekommen, passiert der Zug die Gerade, die zum Werweissen anregt: «Warum mache ich das?» Gedanken spuken im Kopf, die aber sogleich vom Fahrtwind verweht und vom Adrenalin verdrängt werden.

Kein Stein mehr auf dem anderen

Der Schienen-Cancan, eine Hommage an den schnellen Pariser Tanz im 2/4-Takt der langbeinigen «Moulin Rouge»-Tänzerinnen, beginnt: Links schlägt eine federverzierte Tänzerin das gestreckte Bein unter dem bauschigen Rock senkrecht nach oben. Ein leuchtender Mond wünscht «Bon voyage». «Vive la France», zelebrieren Lautsprecher. Die Cancan-Rhythmen ziehen an. Der Ritt führt in die Notre-Dame – Glockenläuten –, durch den Triumphbogen, entlang der Laternen der Champs-Élysées. Zum Grande-Finale saust die Achterbahn durch angehobene, leicht angewinkelte Beine der aufgetakelten Tänzerinnen. Die vier Minuten Frankreich im Schnellzugtempo sind vorbei. «Eurosat-Cancan Coaster» heisst das Schmuckstück der Familie

Mack. Sie fahre «sanfter, ruhiger» als die Bahn zuvor und sei eine «Weltneuheit», sagen die Besitzer.

Aussen blieb alles beim Alten: Anno 1989 wurde die kugelrunde Eurosat von Franz Mack, dem verstorbenen Europapark-Gründer, eröffnet. «Ein Meilenstein in der Parkgeschichte», meint Franz Macks Sohn Roland. Herausragend sei damals «die Bewältigung der konzeptionellen Herausforderung» gewesen, erklärt er und schwärmt von einem «Meisterwerk»: «Eine kugelumgeschlossene Bahn auf engstem Raum zu schaffen», dieses Kunststück verdanke der Europapark Vater Mack. «Der Erfolgsbringer war das Mittelding zwischen «Bahn zum Einschlafen» und «Höllennritt, bei dem die Zähne rausfallen», witzelt der geschäftsführende Gesellschafter.

Nach fast dreissig Jahren Eurosat war Schluss. Es sei klargeworden, dass «die Bahn an die Grenze der technischen Lebensdauer» gekommen sei, erklärt Rolands Bruder Jürgen Mack den Umbau. Er ist Europapark-Mitgesellschafter. «Wir mussten etwas tun.» Zur Debatte stand «eine Sanierung oder ein Neubau». Für Roland Mack war klar: «Papa hat die Modelle gebaut. Sein Herz steckt in dieser Kugel. Sie bleibt!»

Der Bahnumbau in der gleichbleibenden Hülle sei verflüxt gewesen: «Etwas Komplizierteres kann man sich nicht vorstellen», so

Roland Mack. Die schweren Teile mussten durch eine «extrem kleine Öffnung» verfrachtet werden – notabene während des alltäglichen Publikumsbetriebs zwischen Tausenden Besuchern. «Learning by Doing», kommentiert ein Ingenieur-Mitarbeiter bei der Premiere dieses kniffligen Bauvorhabens. Problematisch, erklärt Roland Mack, sei die «Statik des Kugelsystems» gewesen. Wegen der Öffnung hätte die Anlage «jederzeit in sich zusammenbrechen» können. Hinzu kam die neuartige Komplexität von zwei Bahnen auf einem Schienennetz, alles verbunden durch eine Weiche.

Es gibt aber noch weitere Neuerungen. Neben der aufgepeppten Achterbahn kommen zusätzlich Digitalbegeisterte mittels virtueller Realität auf ihre Kosten. Die duale Verarbeitung von Real und Surreal, zweier unterschiedlicher Erlebnisse, erfordere «Millimeterarbeit»: Roland Mack vergleicht die Weiche mit einem drehenden «Schnellfeuerwehr», damit die Züge abwechselnd auf die gleiche Strecke manövriert werden können. «Dass das alles sicher funktioniert – Chapeau an meine Jungs!», jubiliert der Chef.

Roland Mack versichert, dass «kein Stein mehr auf dem anderen» stehe. Sogar die Schienenfarbe sei nicht mehr grau, fügt er an. Rot wie beim modellierten Eurosat-Prototyp 1989 sollte sie sein – «wie es der Papa gewollt hat».

Neues kommt, Altes bleibt

Eurosat Coastality – eine virtuelle Achterbahn, wie sie «die Welt noch nicht gesehen» hat, verspricht Roland Mack. Eine «absolute Weltneuheit», doppelt Michael Mack nach, strategischer Europapark-Geschäftsleiter. Mit Helm bewaffnet, wird man in einen Avatar transformiert, eine künstliche Person, und man taucht in Luc Bessons Film «Valerian – Die Stadt der tausend Planeten» ein. Es flimmert eine «Star Wars»-ähnliche Galaxie über das Helmvisier, täuschend echt. Die Menschen ringsum erstrahlen als Weltraumpiloten, die Bahnmitarbeiter werden zu Ausserirdischen. Statt rubinroter Achterbahnwagen projiziert die Technik ein Raumschiff. Und statt an Tänzerinnenbeinen und Pariser Sehenswürdigkeiten vorbei düst man durchs Weltall. «Das ist spektakulär», findet Michael Mack.

Für Thomas Mack ist das Motto «Neue Attraktionen ins Leben rufen und Altes belassen» verwirklicht worden. Aussen Retro, innen Zukunft. Ein Heidenaufwand, alles wegen der «Emotionen», wie die versammelten Mitglieder der Familie Mack betonen. Die leidenschaftliche Begeisterung für die jüngste Attraktion im Europapark ist greifbar – nicht nur wegen des Juchzers von Roland Mack beim Gruppenbild mit seiner Familie.

www.europapark.de

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man die von Thomas Mann benützte Wendung «Ich versichere Sie» der heute gebräuchlichen Formulierung «Ich versichere Ihnen» vorziehen? Diese ergibt eigentlich mehr Sinn. *Peter Vogt, Thundorf*

Thomas Mann, Versicherungsagent, darf natürlich schreiben: «Ich versichere Sie.» Ach, Sie meinen den Schriftsteller Thomas Mann. Ja, auch er durfte schreiben: «... ich versichere dich, ich heulte wie ein Kettenhund ...» («Buddenbrooks»). Nun zu Ihnen: Nein, tut mir leid, Sie dürfen das nicht mehr schreiben. Sprachwandel, Sie verstehen. Was früher richtig war, ist es heute nicht mehr. Den Dativ finden Sie aber auch schon bei Carl Spitteler: «... ich versichere Ihnen, Sie stören mich nicht im mindesten» («Imago»). Sie lesen Thomas Mann? Ich versichere Sie meiner Hochachtung.
Max Wey

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die Ausgabe bietet meiner Meinung nach eine bemerkenswerte, aber deshalb nicht weniger genüssliche Konstellation.» *Arno Müller*

Erleichtertes Durchatmen

Zu verschiedenen Artikeln der Ausgabe Nr. 37

Die Ausgabe bietet meiner Meinung nach eine auch für *Weltwoche*-Verhältnisse bemerkenswerte, aber deshalb nicht weniger genüssliche Konstellation. Dass die Kalamitäten Deutschlands mit «seiner» AfD nach wie vor omnipräsent sind, überrascht weniger. Und dass auch sonst nicht alles Gold ist, was zu glänzen glaubt, weiss man als *Weltwoche*-Leser schon lange. Nach den letzten Wahlen ist das bisher als politisch-gesellschaftlicher Ruhepol geortete Schweden nun aber auch noch in Schiefelage geraten! Nun, nachdem man sich durch all den politischen und gesellschaftlichen «Weltfrust» gelesen hat, wirkt die Seite 49 mit dem von Hansrudolf Kamer vorzüglich formulierten Beitrag geradezu wie ein erleichtertes Durchatmen und man fragt sich (vielleicht einmal mehr), ob das Trump-Amerika in einer vergleichenden Gesamtbetrachtung möglicherweise doch nicht das grösste Furunkel ist, das die Welt kratzt und wie man uns immer wieder weismachen will. *Arno Müller, Kappel*

Scharfsinnig und scharfzüngig

Nr. 36 – «Sachsen»;
Editorial von Roger Köppel

Bravo! Das Editorial ist scharfsinnig und scharfzüngig geschrieben – nach bester Köppel-Manier – und trifft vor allem in (beinahe) jedem Satz den Nagel auf den Kopf.
Katharina von Nottbeck, Zürich

Benachteiligung der Innovation

Nr. 35 – «Verschwörung gegen Amerika»;
von Hansrudolf Kamer

Ich lese die *Weltwoche* sehr gerne und wöchentlich. Die Literatur-Rezensionen haben mich zum Kauf vieler Bücher angeregt. Was mir missfällt, ist die kritiklose Bejubelung von Donald Trump. Das vergällt mir das Lesen, obwohl ich rationale gegensätzliche Standpunkte schätze. Dass Trump und seine Unterstützer die erfolglosen Eliten kritisieren und entmachten wollen, ist klar. Folgende Punkte machen ihn meiner Meinung nach zum schlechtesten Präsidenten seit Warren Harding:

- Das Defizit im Staatshaushalt (von den Republikanern immer mit der Forderung «balanced budget» kritisiert) erreicht ungeahnte Ausmasse und wird voraussichtlich den nächsten Crash verursachen.
- Der Fokus auf Kohle und andere fossile Energieträger benachteiligt die Innovation, und vor

allem China wird die USA bei der Produktion von Elektroautos überholen.

– Er trägt wesentlich zur Verrohung des politischen Stils bei – und das weltweit. Das Statement im Artikel: «Trumps Tweets mögen klug oder unklug sein,...» ist lächerlich. Man weiss, er hat keine Impulskontrolle.

– Trump hat schon vor langer Zeit ein Statement abgegeben, dass er keine Leute mag, die sich gefangen nehmen lassen. Damit hat er McCain gemeint. Wie niveau- und gedankenlos ist das denn?

Heinz Rometsch, Meilen

Neutralität liess er vermissen

Nr. 37 – «Ideologe schlichten Zuschnitts»;
Christoph Mörgeli über Reinhard Schulze

Besten Dank für den Text. Das war schon lange fällig. Ich habe nie begriffen, warum Schulze jahrelang bei den Medien als «wissenschaftlicher» Islamexperte durchging. Wissenschaftliche Neutralität liess er immer vermissen. Im Porträt wäre eine einzige Stelle zu präzisieren. «2010 zog er sich überraschend als Kandidat für das Amt des Vizerektors für den Bereich Forschung zurück.» So überraschend war das nicht. Schulze hatte Aspirationen auf das Rektorat, und es ist das Verdienst von alt Erziehungsdirektor Bernhard Pulver, ein Rektorat Schulze elegant und diplomatisch verhindert zu haben.

Christoph Zürcher, Bern

Gesunder Humor

Nr. 35 – «Rechsteiner hat gewonnen»;
Kolumne von Peter Bodenmann

Es ist mir schleierhaft, wie der Autor zu der Erkenntnis kommt, dass die Schweiz eine höhere Arbeitslosigkeit hat als Deutschland. Gemäss Seco haben wir sogar ein Prozent weniger Arbeitslose als Deutschland! Es scheint, als ob Herr Bodenmann in seinem Artikel einfach Provokatives zu Papier bringen wollte – dann wäre das wirklich aufheiternd! Ich schätze Herrn Bodenmann sehr und finde, dass er einen gesunden Humor besitzt.

Max Schneider, Astano

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10		11						
12	13		14						15				16	
17						18								
	19													
						20			21	22				
23		24		25				26						
27						28					29	30		
31			32		33			34						
		35				36				37				
38										39				
		40								41				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Ihr schier unermesslicher Einfallsreichtum
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Gaius Ceasar Augustus Germanicus hiess der römische Kaiser wirklich, den Übernamen erhielt er postum. 6 Norge nennen Norweger ihr Land. Und die Finnen? 10 Man kennt ihn auch als Wut, Zorn oder Erbitterung. 12 Die grosse erfolgt wie die kühleren Tage immer im Herbst. 15 Kurz gesagt die Bezeichnung eines fliegenden Radarsystems. 17 Das Bestimmungswort lässt uns an Tote denken. 18 Sie ist Reklamationen gewohnt und braucht entsprechend gute Nerven. 19 Er ist der letzte der Tribunen, das wissen Wagner-Fans. 20 Die Tücke des Objektes spielt bei ihm die Hauptrolle. 23 Inselgruppe Palawan: An der einen Spitze liegt Busuanga, an der entgegengesetzten jene Insel. 26 Unter keinen Umständen – kommt hier aufs selbe raus. 27 Exotische Sprache oder italienische Liebesbezeugung. 28 Ihre Aufgabe: etwas zusammenzuhalten. 31 Ergibt sich aus der Art und Weise, in der jemand spricht. 34 Mit ihnen blüht der Herbst erst so richtig. 35 Der Umlauf und die Wendung eignen sich als Synonyme. 37 Mal betrifft er Gemüse, mal Gebäude. 38 So gesehen aus dem Augenblick heraus, ja, fast wie durch ein Wunder. 39 Riesiges alpines Loch, transversal und horizontal. 40 Die Dame, Name zahlreicher französischer Kirchen. 41 Bevölkerungsreichstes Land eines Kontinents.

Senkrecht — 1 Richtig buchstabiert ein Zustand, der weiter anhält. 2 Kleinstadt 560 km südöstlich von Moskau. 3 Französischer Schriftsteller, als Henri-Léon Vangéon geboren. 4 Wer sich so benimmt, weckt wohl mütterliche Instinkte. 5 Der Verwandten fehlt der Anfang. 6 Gewürz für Gebäck, hier durcheinander geraten. 7 Ihre Probleme sind von uns geschaffen. 8 Sharif, nicht Sheriff sondern Schauspieler. 9 Es identifiziert Zeitschriften eindeutig. 11 Worauf Investoren immer wieder scharf sind. 13 Im hohen Norden Italiens: Provinz und Stadt. 14 Ein Doppelpunkt, der zu Vokalen gehört und sich liegend präsentiert. 16 Wo der Ohio fliesst: die auch als ‚Königin des Westens‘ bekannte Handels- und Fabrikstadt. 21 Wenn Briten Gruben graben, kommt dies heraus. 22 Er ähnelt teils krautigen Landpflanzen, doch er braucht salziges Meerwasser. 23 Für Kenner: Der Madapolam ist ein qualitativ vergleichbarer Stoff. 24 Wer sich auf dem Trafalgar Square befindet, ist dann auch dort. 25 Auf dem Kopf: teils modisch, von Frauen wie von Männern getragen. 29 Sie, in Frankreich auch als Wiedergeborene bekannt. 30 So gesehen ist das Land dem Landwirt willkommen. 32 Der Schmidt mit seinen Zettelträumen. 33 Sie ist auch als die Grosse Indische Wüste bekannt. 36 Eine schon, aber was nun: eine Femme fatale gar?

© Fritz Müller - Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 584

	M	A	R	G	I	N	A	L		A	B	E	L		
O	A	K		A	L	E	M	A	N	N	E	N		O	
S	T	R	A	T	E	G	I	E		O	T	T	E	R	
M	A	I		T	R	A	N	S	P	A	R	E	N	T	
I		B	R	E	I	T		I				I	N	G	E
U	B	I	E	R		I	R	O	N	I	E		E		
M	E	E	T		K	O	I	N	E		B	A	N	K	
	L		O	K	E	N	E		I	S	S	N		A	
S	A	T	U	R	N		M	O	N	T	A	G	N	E	
V	E	R	R	O	T	T	E	T		E	M	A	I	L	
E	G	O		N			N	O	T	E		B	A	T	
A	E	G	A	E	I	S		N		L	I	E	S	E	

Waagrecht — 1 MARGINAL 8 ABEL 11 OAK (engl. für Eiche) 12 ALEMANNEN (die meisten dt.-schweiz. Dialekte gehen auf Nieder- oder Hochalemannisch zurück) 14 STRATEGIE 15 OTTER (von mittelhochdt. ot[t]er, gehört zur Überfamilie der Hundeartigen) 17 MAI (feiern) 18 TRANSPARENT 19 BREIT (Synonyme z.B. weitläufig, langatmig) 21 INGE (D-inge) 22 UBIER (german. Volksstamm) 24 IRONIE 27 MEET (engl. für treffen) 28 KOINE (Ikone: Kultfigur, Star) 29 BANK 32 OKENE 34 ISSN (International Standard Serial Number) 36 SATURN 38 MONTAGNE (franz. für Berg) 41 VERROTTET 42 EMAIL (Schmelz) 43 EGO 44 NOTE 45 BAT (engl. für Fledermaus) 46 AEGAEIS 47 LIESE (richtig: leise)

Senkrecht — 1 MATA (Hari, berühmteste Spionin) 2 AKRIBIE 3 GATTER 4 ILERI (Atilay, Anwalt im Patientenrecht) 5 NEGATION 6 AMIN 7 LAESION (medizinischer Begriff) 8 ANO 9 BETRIEBSAM (= Betrieb und [Uncle] Sam) 10 ENTEN 11 OSMIUM 13 ORTE (statt Tore) 16 ENGEN 20 RETOUR 23 BELAEGE 25 RIEMEN 26 NEIN 28 KENT 30 ANGABE 31 KAELTE 33 KRONE 35 STEEL 36 SVEA (Mutter Svea, schwed. Nationalallegorie) 37 TROG 39 OTON (O-Ton) 40 NIAS

Lösungswort — RATIONALITAET



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Calatrava Ref. 6006G
patek.com